30. 9. 43
do Nr. 54325

10. Jahrgang 1943 · Heft 4

Stadtbibl.

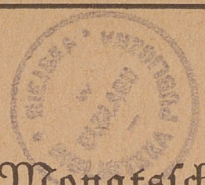
Rasse

Monatsschrift für den Nordischen Gedanken

Herausgegeben von Richard v. Hoff

Verlag von B. G. Teubner · Leipzig und Berlin

STADTBIBLIOTHEK ELBING



Rasse

Monatsschrift für den Nordischen Gedanken

Herausgegeben im Auftrage des Nordischen Ringes in der Nordischen Gesellschaft
von SS-Oberführer Senator Dr. R. von Hoff, Bremen

in Verbindung mit

Ministerialrat Dr. R. Benze, Berlin
Staatssekretär Dr. E. Boepple, München, z. Z. Krakau
A. Funkenberg, Reichskontor Lübeck der Nordischen Gesellschaft, Potsdam
Universitätsprofessor Hauptdienstleiter Dr. W. Groß, Leiter des Rassenpolit. Amtes der NSDAP., Berlin
Universitätsprofessor Dr. Hans F. K. Günther, Freiburg i. Br.
Staatssekretär a. D. Dr. A. Gütt, SS-Brigadeführer, Samter bei Posen
Museumsdirektor Dozent Dr. M. Hesch, Dresden
SS-Gruppenführer Hofmann
Prof. Dr. Auguste Reber-Gruber, München
Dr. H. Rechenbach, Hauptabteilungsleiter i. Stabsamt d. Reichsbauernführers, Berlin
Universitätsprofessor Dr. F. Ruttke, Jena
Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Schultze-Naumburg, M. d. R., Weimar
Dr. E. Zilian, Oberregierungsrat, Berlin
Schriftwalter: Dr. Hans Burkhardt, Schleswig, Mühlenredder 15

Bezugspreis halbjährlich *RM* 3.20
Für Mitglieder der Nordischen Gesellschaft Vorzugspreis von *RM* 2.60 halbjährlich

Anfragen, Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftwalter Dr. H. Burkhardt
Unverlangte Beiträge werden nur bei ausreichendem Rückpostgeld zurückgesandt.

Inhalt dieses Heftes:

Senator Dr. Richard v. Hoff, Bremen: Rassenseelische Kräfte und Werte nordischen Volkstums.

Dr. phil. habil. Hans Breider, z. Z. im Felde: Die Frage der Rassenbildung im Lichte der neueren Erbforschung. (Mit 2 Textzeichnungen.)

H. Friese, Bildhauer und Kunstmaler, Ammerland a. Würmsee: Zur Rekonstruktion des Neandertalers. (Mit 2 Taf.)

Prof. Dr. med. Klaus Hansen, Oslo: Ein erbbiologisches Institut in Oslo.

Neue Bücher:

Senator Dr. Richard v. Hoff, Bremen: Germanenkunde.

Dozent Dr. Michael Hesch, Dresden: Rasse, Vererbung, Fortpflanzung.

Bemerkung zum Buchbericht aus dem Gebiete der Seelenlehre.

Rassenseelische Kräfte und Werte nordischen Volkstums*)

Von Richard v. Hoff

„Das Geheimnis aller Dinge liegt in ihrer Herkunft" hat der niederdeutsche Dichter Albert Mähl einmal gesagt, und so können wir auch die besondere Ausprägung unseres deutschen Volkstums nur verstehen, wenn wir ihren Ursprung zu ergründen suchen. Dabei zwingt uns die Überfülle des Stoffes, von alledem abzusehen, was wir an Erzählgut in Sagen, Märchen und Liedern, sowie an Sachgut in Bauformen, Geräten, Trachten und Schmuckstücken vorfinden, und wir beschränken uns auf ausgewählte Beispiele von Bräuchen und Sinnbildern, weil sie in besonders ferne Vergangenheit zurückführen und uns wegen ihres Alters und ihrer Verwurzelung in weltanschaulichen Tiefen den Weg zum seelischen Urgrund der Rasse erleichtern. Da aber unser Volkstum seit vorgeschichtlichen Zeiten immer wieder Einflüsse aus Bereichen fremder Rassen erfahren hat, können wir aus seinen Erscheinungsformen erst dann Schlüsse auf die Eigenart der nordischen Rassenseele ziehen, wenn wir alles von der Betrachtung ausschließen, was nachweisbar fremden Ursprungs ist; denn nur das Arteigene dürfen wir im strengen Sinne des Wortes als nordisches Volkstum bezeichnen. Nur in ihm finden wir die Kräfte und Werte, auf die es uns ankommt. Die nordischen Völker, die noch im dritten Jahrtausend v. Zr. auf mitteleuropäischem Boden nebeneinander wohnten, waren nahezu von allen Seiten her einer Beeinflussung ihrer rassenseelischen Eigenart ausgesetzt. Am meisten mußte dies auf die Dauer die nach Südeuropa und Vorderasien in den Bereich fremder Rassen abwandernden Indogermanen treffen, aber auch die in der Heimat verbleibenden, unsere germanischen Vorfahren, nahmen seit frühgeschichtlichen Zeiten Fremdgut auf. So herrscht bei ihren östlichen Nachbarn ostbaltischer Rasse seit vorgeschichtlichen Zeiten ein mit Zauberhandlungen verbundenes Brauchtum, das nach und nach auch in den germanischen Raum einsickerte. Die Anfänge dieser Entwicklung sehen wir im skandinavischen Norden der Edda- und Sagazeit noch vor uns, wo man die von Lappen gepflegte Zauberei noch als artfremd ablehnte und Finnenwerk nannte, obwohl sie vielerwärts schon Boden gewonnen hatte.[1]) Nicht ohne Einfluß auf unsere Heimat blieb auch, trotz seiner nordischen Oberschicht, der europäische Süden mit seiner auf dem Balkan dinarischen, sonst aber überwiegend westischen Urbevölkerung. Doch wirkte deren Neigung zu Geheimlehren, Geheimbünden und nächtlichen Umzügen, wie sie in der keltischen Druidenlehre[2]), den griechischen Mysterien und in der Hemmungslosigkeit thrakischer Dionysosverehrerinnen Ausdruck fand, bei uns kaum über das nördliche Alpenvorland hinaus. Ungleich größere Macht gewann der bereits im Altertum durch Masseneinfuhr morgenländischer Sklaven geförderte Dämonenglaube semitischer Herkunft[3]), der nach dem Untergang des römischen Weltreichs wohl zugleich mit dem Christentum Einzug in Mitteleuropa hielt. Er bescherte uns die Gestalt des Teufels und vor allem den

*) Während des Winters 1942/43 in zahlreichen Städten vor Mitgliedern und Gästen der Nordischen Gesellschaft als Vortrag gehalten.

Hexenwahn[1]) und brachte unsägliches Leid über Hunderttausende deutscher Frauen und Mädchen. Diese Einflüsse von allen Seiten her mußten auf die Dauer erhebliche Wirkungen auf unsere heimischen Volksbräuche ausüben. Manche gerieten in Vergessenheit, andere verbot die Kirche oder machte sie eigenen Zwecken dienstbar; fast alle büßten an weltanschaulichem Gehalt ein.

Die wissenschaftliche Behandlung der verschiedenen Ausprägungen deutschen Volkstums begann mit den Gebrüdern Grimm und zog andere namhafte Gelehrte an. Doch geriet die volkskundliche Forschung schon bald nach diesen verheißungsvollen Anfängen in das Fahrwasser der Völkerkunde, die im 19. Jahrhundert eine Fülle vergleichbaren Stoffes sammelte. Statt nun diesen zu schärferer Herausarbeitung der Unterschiede zu verwenden, zog man Sitten und Gebräuche wilder Völkerschaften aller Erdteile mit geradezu erstaunlicher Bedenkenlosigkeit zur Erklärung unseres heimischen Brauchtums heran. Und so werden fremde Begriffe wie Dämon, Ekstase, Fetischismus, Magie, Totemismus ohne weiteres auf die so ganz andersgeartete Welt unserer Vorfahren übertragen. Die bedauerliche Folge davon war eine völlige Verkennung unserer Ahnen, so daß die volkskundliche Wissenschaft unserer Tage an vielen Stellen aufbauen muß; wobei sie von der selbstverständlichen Erkenntnis ausgeht, daß die Überlieferung eines Volkes, sofern nicht nachweisbar Entlehnung vorliegt, nur aus arteigenen Voraussetzungen erklärt werden kann. Begreiflicherweise zeigen die Handlungen der Menschen auf der ganzen Erde eine äußere Ähnlichkeit; aber wesentlich ist dabei nicht der äußere Anschein, sondern der seelische Hintergrund. Daß dieser jedoch bei zwei Völkern verschiedener Rasse übereinstimme, ist sehr unwahrscheinlich. Eine solche Übereinstimmung wäre erst mit zwingenden Gründen zu beweisen und darf keinesfalls einfach vorausgesetzt werden. Das mögen zwei Beispiele zeigen: Die alten Spartaner sowohl wie die Mönche des Mittelalters kannten die Geißelung. Jenen war sie ein Mittel zur Abhärtung der Jugend, diesen eine Strafe für begangene Sünden. Und ferner: Nach der Lehre des Christentums bewirkt die Taufe Reinigung von der Erbsünde. Auch die Germanen benetzten ihre Kinder bei der Namengebung mit Wasser. Der Sinn dieses Brauches ist uns nicht bekannt. Er kann aber keinesfalls mit der Erbsünde zusammenhängen, da dieser Begriff unseren Vorfahren fremd war. Solche Tatsachen mahnen zur Vorsicht bei Erklärungen aus fremdem Bereich. Wie fern unseren Ahnen die ihnen gelegentlich angedichteten Anschauungen lagen, ergibt sich aus folgenden schlichten Feststellungen: Die gegen 28 000 Verse umfassenden homerischen Gedichte, die der gemeinsamen Vorzeit der nordisch-indogermanischen Völker verhältnismäßig nahestehen, kennen weder Dämonen noch Besessene, weder Fetischanbetung noch Tierverehrung, und Zauberei zwar bei anderen Mittelmeervölkern, nicht aber bei den nordischen Griechen. Unbekannt sind ihnen auch Gespensterfurcht und Geheimbünde, sowie die aus dem Morgenlande stammende Sterndeuterei, die sich noch in unseren Tagen so breit macht. Dasselbe Bild gewinnen wir aus dem Geschichtswerke des Tacitus, das für die Kenntnis unserer ger-

manischen Frühzeit von so unschätzbarem Werte ist. Wir haben keinen Anlaß, für die mitteleuropäischen Nordvölker der Bronzezeit und der jüngeren Steinzeit grundsätzlich andere Verhältnisse anzunehmen, als diese beiden voneinander unabhängigen, im wesentlichen aber völlig übereinstimmenden Quellen uns schildern. Als Gegenbeweis die beiden sogenannten Merseburger Zaubersprüche anzuführen, denen altindische Vergleichsstücke und ein Beispiel bei Homer[4]) zur Seite stehen, geht nicht an, wenn man bedenkt, daß uns ein halbes Dutzend solcher Sprüche erhalten ist, von denen nur die beiden Merseburger als Zaubersprüche, alle übrigen aber, weil sie in christlichem Gewande erscheinen, als Segenssprüche bezeichnet werden.[5]) Jedenfalls ist es nicht zulässig, solche Heilsprüche, die am besten unter die Gebete einzureihen sind, mit zweierlei Maß zu messen. Eine Sonderstellung nimmt der bei den meisten nordischen Völkern bezeugte Glaube an Vorzeichen ein, der aus Blitz und Donner, aus dem Vogelflug oder dem Wiehern der Pferde oder auch mit Hilfe von Losstäbchen den Willen der Gottheit zu erkennen vermeinte. Wie frei aber z. B. der griechische Mensch der Frühzeit gerade diesem Volksglauben gegenüberstand, zeigt das berühmte Wort, das Hektor seinem Bruder entgegnete, der ihn auf unheilverkündenden Vogelflug hinwies: „Ein Wahrzeichen nenn' ich das beste: die Heimat zu schirmen!"[6])

Die Betrachtung der von lebendigen Kräften erfüllten Welt, deren letzte Tiefen auch uns wohl immer verborgen bleiben, der nächtliche Umschwung der Gestirne, der gebundene Ablauf der Jahreszeiten, die gesetzmäßige Folge von Zeugung, Geburt und Tod im Menschenleben haben schon unsere jungsteinzeitlichen Ahnen beschäftigt und den Urgrund des Seins und Geschehens als ewige Ordnung erleben lassen.[7]) Es handelte sich dabei nicht um eine begriffliche Vorstellung, die etwa als Glaubenssatz weitergegeben worden wäre, sondern um eine Urschau, die das Wesen des sichtbar Gegebenen unmittelbar zu erfassen suchte. Zu dieser Erkenntnis führt uns das altgriechische Wort *θεωρία*, das heute nur in der verblaßten Bedeutung Lehrmeinung erhalten ist, ehemals aber soviel wie ahnende Schau tiefster Zusammenhänge war, die nicht nur wie im Deutschen das Schauen samt dem Geschauten, sondern sogar noch eine festliche Darstellung einschloß. Gegenüber dieser Wesensschau, die erlebte, nicht ergrübelte Weltanschauung war[8]) und sich auf die ewige Ordnung der Welt stützte, wäre der Gedanke des Zweifels, der in den Offenbarungsreligionen eine so große Rolle spielt, sinnlos gewesen. Daher hat auch der Begriff des Glaubens — im Sinne eines Fürwahrhaltens bestimmter Lehrsätze —, der ja die Möglichkeit des Zweifels voraussetzt, bei unseren Vorfahren keine Heimstätte gehabt. Der nordische Mensch der Vorzeit erlebte das Weltgeschehen als einen Kampf widerstreitender Gewalten, bei dem die Mächte der ewigen Ordnung die Oberhand behalten. Über deren Wesen hat die Wissenschaft sich zeitweise recht voreilige Meinungen gebildet, indem sie artfremde Vorstellungen aus Afrika oder Australien heranholte. Und doch lehren Vorgeschichtsfunde und sprachwissenschaftliche Feststellungen, daß unsere Ahnen gar nicht daran dachten, die Sonne oder den Himmel anzubeten, sondern hinter diesen Erscheinungen göttliche Mächte ahnten, deren

Walten sie im Naturgeschehen erkannten. Wenn sie in Blitz und Donner Waffen des Himmelsgottes oder in der Sonne seinen leuchtenden Schild sahen und Darstellungen davon als Sinnbilder göttlicher Macht verwendeten, ohne die Gottheit selbst abzubilden, so spricht auch dies für eine geistige Auffassung. Daher ist das nördliche Mitteleuropa der jüngeren Steinzeit, die Urheimat der Indogermanen, völlig frei von figürlichen Wiedergaben göttlicher Wesen in Menschen- und Tiergestalt, während die im Osten, Süden und Westen angrenzenden Gebiete eine große Fülle davon in Stein und Ton aufweisen.[9]) Dieser scharfe Unterschied der Fundverhältnisse kann nicht auf Zufall beruhen, sondern muß rassenseelische Ursachen haben. Er findet seine Begründung in der religiösen Eigenart, durch die der nordische Mensch sich von seinen andersrassigen Nachbarn abhob. Das Wesen der Urschau war jedoch nicht nur Anschauung, sondern zugleich Darstellung in Wort und Handlung, an der die Volksgenossen in festlicher Zeit selbst mitwirkten.[10]) So entstand ein Brauchtum, das in mannigfaltiger Abwandlung die Jahrtausende überdauerte und, wenn auch der ursprüngliche Sinn allmählich verblaßte, noch heute in Resten lebendig ist. *Das Brauchtum der Urschau ist die Form, in der der nordische Mensch der Vorzeit das Walten ewiger Mächte verehrte.* Da echtes Brauchtum überwiegend auf dieser Grundlage beruht, ist es eine wichtige Quelle für die Erforschung der Frömmigkeit unserer vorgeschichtlichen Ahnen.[11]) Daß sie ihr Verhalten selber als abweichend von dem anderer Völker empfunden haben, zeigen die urverwandten Wörter für Brauchtum, Sitte im Altindischen, Griechischen und Germanischen[12]), die alle soviel wie Eigenart bedeuten (svadhā, ἔθος, situs). Das Wesen dieser seelischen Haltung gegenüber der Gottheit drückt das Griechische durch den Begriff „fromme Scheu" (εὐσέβεια) aus, und *Tacitus* kennzeichnet es bei unseren germanischen Vorfahren als Ehrfurcht (reverentia).[13])

Wir unterscheiden *zwei Gruppen des Brauchtums*. Das für die Sippe bedeutsame, Geburt, Hochzeit und Tod umrankende, lassen wir hier beiseite, um uns ausschließlich dem des *Jahreslaufs* zu widmen. Da die nordischen Völker seit vorgeschichtlichen Zeiten Ackerbauer und Viehzüchter waren, mußte sich ihre Jahreseinteilung nach dem naturgegebenen Ablauf ihrer bäuerlichen Arbeit richten. Und so bildeten Aussaat und Ernte, Austrieb und Heimholung des Weideviehs Höhepunkte ihres Wirtschaftsjahres, die sie unter den besonderen Schutz göttlicher Mächte stellten.[3]) Weil aber die Sorge um das Gedeihen der Saaten und Herden und die Freude über eine gute Ernte alle Dorfgenossen in gleicher Weise erfüllten, ergaben sich von selbst Gemeinschaftsfeiern als Krönung eines immerwährenden Kampfes um den Fortbestand des Lebens. Ihre Bedeutung wird uns klar, wenn wir bedenken, daß unseren Ahnen bei Mißwachs und Viehsterben nicht die Ausgleichsmöglichkeiten zur Verfügung standen, die wir heute haben. Nun ist eine geregelte Feldwirtschaft in unseren Breiten von einer zuverlässigen Bestimmung der Saatzeit abhängig. Hierbei den Gestaltwandel des Mondes zugrunde zu legen, dessen Beobachtung man einst unseren Ahnen allein zutraute, ist aber nicht möglich, weil zwölf Mondumläufe nur 354 Tage ergeben, so daß die in einem bestimmten Jahr

auf einen Neumond festgesetzte Saatzeit im nächsten bereits eine Verfrühung oder Verspätung um nahezu einen halben Monat zur Folge gehabt haben würde. Die landläufige Unterschätzung unserer Vorfahren verdanken wir zu nicht geringem Teile dem Fremdwort primitiv, das der Mensch des 20. Jahrhunderts im Hochgefühl seines Fortschrittwahns unterschiedslos auf die Völker der Vorzeit anzuwenden pflegt. Erwägen wir jedoch, daß wir die Kulturentwicklung des europäischen Menschen in einem Zeitraume von mehreren hunderttausend Jahren überblicken, im Vergleich zu denen die letzten 6000, die uns vom Beginn der jüngeren Steinzeit trennen, nur einen kurzen Schritt bedeuten, so muß dieses Verhalten befremden. Der Ausdruck primitiv, d.h. urtümlich, mag bei den Ureinwohnern Australiens, Afrikas oder Amerikas am Platze sein, die noch heute auf der Kulturstufe der älteren Steinzeit stehen, nicht aber bei den nordischen Völkern Europas, den Schöpfern und Trägern der Kultur der europäischen Stein- und Bronzezeit, die mit ihren Leistungen seitdem die Welt erobert haben. Wir dürften daher bei unseren vorgeschichtlichen Ahnen hinreichend zuverlässige Gestirnbeobachtungen zur Festlegung wichtiger Tage ohne weiteres voraussetzen, auch wenn wir keine Beweise dafür hätten. Daran fehlt es aber keineswegs. So ist das aus der ersten Hälfte der Bronzezeit stammende Heiligtum von Stonehenge in Südengland nach dem Sonnenaufgang der Sommersonnenwende ausgerichtet; und die zugehörigen Volksfeste finden dort noch heute zu dieser Zeit statt.[14]) Wir wissen ferner aus den Homerischen Gedichten, daß die alten Griechen zu Beginn des 1. Jahrt. v. Zr. mit der Bewegung der großen Sternbilder durchaus vertraut waren. Und der wenig jüngere Hesiod berichtet ausdrücklich, daß man die für den Ackerbau bedeutsamen Zeiten nach dem Aufgang bestimmter Sternbilder festlegte.[15]) Wenn später Tacitus und Prokop sogar von der Berechnung[14]) wichtiger Tage und Fristen sprechen, so zeigt dies erneut, daß unsere Vorfahren durchaus in der Lage waren, ihre Jahreseinteilung auf genügend sicherer Grundlage aufzubauen.

Alles Leben hängt davon ab, daß die ewige Ordnung der Welt, die sich unseren Ahnen im Umschwung der Gestirne und im regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten offenbarte, nicht gestört wird. Sie erlebten das Naturgeschehen als einen Kampf göttlicher Mächte gegen feindliche Gewalten, die durch Eis und Schnee, Nebel und Sturm, Wasserfluten und Wildfeuer ihr Dasein bedrohten.[2]) Daher nimmt in der Urschau (dem Mythos) der indogermanischen Völker der Kampfgedanke eine beherrschende Stellung ein: der göttliche Held vernichtet die Feinde der heiligen Ordnung, welche die Göttin der Fluren gefangen halten, und führt die befreite Jungfrau heim, um mit ihr Hochzeit zu feiern; dies ist der Kern zahlreicher indogermanischer Göttersagen. Den Kampf selbst sahen sie im Gewitter unmittelbar vor sich, wo der Himmelsgott, der bei den Griechen der Blitzesfrohe hieß, seinen Donnerkeil gegen die Feinde schleudert. Das Dröhnen seines Streitwagens hat den Schweden ihr Wort für Donner geliefert, das eigentlich Asenfahrt bedeutet (åska).[16]) Der Sinn des von der Urschau erfaßten Geschehens war stets derselbe: Abwehr feindlicher Gewalten, um den Saaten und Herden Gedeihen zu

sichern. Das Alter dieses Grundgedankens ergibt sich aus dem Vergleich der bei den indogermanischen Einzelvölkern bezeugten Bräuche, die auf gemeinsame mitteleuropäische Wurzeln zurückgehen. Hierzu kommen als erwünschte Bestätigung die aus dem 2. Jahrt. v. Zr. stammenden südschwedischen Felszeichnungen, in denen man mit Recht die Wiedergabe festlicher Veranstaltungen zur Förderung des Wachstums der Fluren sieht. Sie zeigen Kampfhandlungen, Umzüge aller Art mit Wagen oder Schiffen auf Schlittenkufen, gelegentlich in Begleitung von Lurenbläsern, ferner auf Stangen getragene Sonnenbilder, die Hammerweihe von Hochzeitspaaren und anderes mehr.[16]) Ein reich entwickeltes Brauchtum festlicher Umzüge hatten die alten Griechen, die grüne Zweige unter Gesang durch die Felder trugen.[17]) Ihr Erntedankfest, die Thalysien, wird auch von Homer erwähnt.[6]) Beinahe noch vielseitiger waren die Römer, die Aussaat und Ernte mit Opfermahl, Reigen und Wettkämpfen feierten und im April und Mai zur Abwehr von Getreiderost und Unwetter durch ihre Gemarkung zogen.[18]) Bei den Kelten sah Cäsar einen Festzug, in dem man die aus Weidenzweigen geflochtene Gestalt eines gefangenen Riesen mitführte und zum Schluß verbrannte.[19]) Die Germanen verehrten, wie Tacitus berichtet, die Göttin Nerthus, die das Wachstum der Saaten fördert. Sie fährt im Frühling aus ihrem heiligen Hain auf einem mit einem Tuche bedeckten, von Kühen gezogenen Wagen, selbst unsichtbar, durch die Lande. Wo sie erscheint, ist Festzeit, in der jeder Waffenlärm ruht.[13]) Ein Wagen, der zu einer solchen Umfahrt gedient haben könnte, ist uns aus dem 4. Jahrh. v. Zr. in einem Moore bei Dejbjerg in Jütland erhalten geblieben. Er zeichnet sich durch saubere Werkmannsarbeit aus und ist mit Bronzebeschlägen verziert.[20]) Aus dem überreichen Brauchtum unserer Tage sei hier angeführt: das Saatenreiten in Oberschlesien, der Zug vors Korn in der Gegend von Langensalza, die Einholung des Maigrafen oder des Maibräutigams und seiner Braut in vielen deutschen Gauen.[21]) Ferner der Eisenacher Sommergewinn, der mit der Verbrennung des besiegten Winters in Gestalt einer Strohpuppe endet, die Vierberger Wallfahrt in Kärnten, der Hameler Grenzumzug und der gleichbedeutende Osnabrücker Schnatgang, bei dem die Kirche 1536 und erneut 1784 das Mitführen von Pferden und Kühen ausdrücklich verbot.[22]) Hierzu kommen noch zahlreiche Erntebräuche von der letzten Garbe an, die für Wodes Roß auf dem Felde stehen bleibt, bis zum Erntekranz, der mit der letzten Getreidefuhre heimgebracht wird und einen Ehrenplatz im Hause erhält. Nicht vergessen sei das eigenartige ostfriesische Klotschießen, ein Wettwerfen, das sich über die Gemarkung mehrerer Dörfer ausdehnt[21]), sowie der rheinische Karneval, dessen Umzüge und Schiffswagen seit dem Jahre 1133 auch urkundlich bezeugt sind.[16]) Die meisten dieser Bräuche haben ihre alte Weihe längst verloren und sind mehr oder weniger Volksbelustigungen geworden. Ehemals waren sie Höhepunkte des Jahreslaufs, auf denen der nordische Mensch sich der sein Dasein bestimmenden höheren Mächte bewußt wurde. In schlichter Natürlichkeit gliederte er sich dabei in den allumfassenden Zusammenhang der ewigen Ordnung ein und half in seinem Lebensbereiche mit, ihre Verwirklichung herbeizuführen. Die Form dafür war das

Fest, die Feier, die ihn und sein Tun aus dem Rahmen des Alltäglichen hinaushob.[10]) Dazu bedurfte es weder des Wunders noch der Zauberei, bedurfte es keiner Schamanenpriester und Medizinmänner, die eine irregeleitete Wissenschaft einst aus fremden Erdteilen herbeiholen zu müssen wähnte. Wie fern steht der ehrwürdige Bericht des Tacitus über die Umfahrt der Nerthus aller Zauberei, und der Anruf der Götter in den Gedichten Homers jeder Dämonenbeschwörung!

Die Worte *Fest* und *Feier*, die aus dem Lateinischen stammen (dies festus, feriae), bedeuten „heilige Tage", das entsprechende griechische (ἑορτή) soviel wie Liebeserweisung an die Götter. Schöner und treffender vielleicht als alle drei ist der alte deutsche Ausdruck „hohe Zeit", den wir heute nur noch in dem eingeschränkten Sinne von Hochzeit kennen. So fand die Frömmigkeit unserer nordisch-indogermanischen Vorfahren ihre Krönung in Feiern, bei denen alle Sippengenossen mitwirkten, damit die *Gemeinschaft* des göttlichen Segens teilhaftig werde. Ohne Zweifel ein bemerkenswerter Gegensatz zu den aus anderen rassischen Voraussetzungen erwachsenen morgenländischen Offenbarungsreligionen, die sich auf das in heiligen Schriften niedergelegte Wort Gottes berufen, das dem *einzelnen* Gläubigen persönlich ewige Seligkeit verheißt. Unsere Ahnen blieben durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit und in ihrem unmittelbaren Lebensbereich; doch hob die festliche Weihe, die alle erfüllte, das Tun der Mitwirkenden auf eine höhere Ebene. Ihren Höhepunkt erreichte die Feier mit dem Erscheinen der Gottheit selbst, nicht in körperlichem Sinne, sondern erkennbar an den vertrauten Zeichen ihres Wirkens, an Sinnbildern oder wie bei der Nerthus an dem verdeckten Wagen. In stummer Erwartung, ergriffen von der Größe des Geschehens, fühlen die Festteilnehmer die Gottheit nahen. Daher heißt es in einer römischen Schilderung des Sonnenaufgangs: „*Heilkündend steigt das Licht empor; schweigt andachtsvollen Herzens!*"[23]) Und die Seherin der Edda leitet die Verkündung der Urschau mit den Worten ein: „*Gehör heisch ich heilger Sippen, hoher und niedrer Himmelssöhne!*"[24]) So bereitet weihevolles Schweigen die Ankunft der Gottheit vor, bis die seelische Spannung sich in festlichen Reigen und Preisgesängen löst.

Das Hauptstück der gesamten heiligen Handlung, die sich nicht selten über mehrere Tage erstreckte, war das *Opfer*. Man hat es unter dem Einfluß morgenländischer Vorstellungen bis in unsere Tage hinein falsch beurteilt. Das indogermanische Opfer ist nicht in erster Linie eine Gabe an die Götter, sondern wie die griechische, römische und germanische Überlieferung einwandfrei zeigt, ein *Gemeinschaftsmahl*, an dem die Götter unsichtbar als Gäste teilnehmen.[10]) [17]) Daher bedeuten auch die Ausdrücke für Opfer in diesen Sprachen immer zugleich Opfer und Opfermahl (δαίς, daps, altnord. tafn). Homer nennt es geradezu Mahl der Götter[4]) und Ehrengabe für die Götter.[6]) Dem entspricht auch die römische Überlieferung.[25]) Man opferte nur Haustiere, nie Jagdbeute, und verbrannte bestimmte Stücke davon zu Ehren der göttlichen Gäste. Das übrige wurde verzehrt. Aus der gelegentlich nicht geringen Zahl der Festteilnehmer erklärt sich der griechische Ausdruck Hekatombe für ein besonders großes Rinderopfer. Da alle für die Gemeinschaft bedeutsamen Handlungen unserer

Vorfahren mit Opfermahlen verbunden waren, haben sich Reste dieses Brauchtums bis in die Gegenwart erhalten; denn wir begehen noch heute häusliche und öffentliche Feiern mit einem Festmahl, das allerdings seine ursprüngliche Weihe mehr oder weniger eingebüßt hat. Das Opfermahl begann mit einer Trankspende, bei der man die Gottheit in feierlicher Form zum gemeinsamen Mahle einlud. Die homerischen Griechen erhoben sich dabei von ihren Sitzen, netzten ihre Hände mit Wasser, ergriffen die Becher und blickten zum Himmel empor.[6])

Das ursprüngliche Festgetränk der Indogermanen war der aus gegorenem Honig hergestellte Met. Da man den Honig als himmlischen Tau ansah, den die Bienen nur einzusammeln brauchten, besaß dieses Getränk von vornherein eine außergewöhnliche Würde. Die alten Inder und Perser ersetzten den Met, der anscheinend nicht in genügenden Mengen zur Verfügung stand, durch den Saft der Somapflanze, die Griechen und Römer durch Wein, die Germanen durch Bier, das ehemals nur zu hohen Feiertagen gebraut wurde. Welche Bedeutung dem Weihetrank zukam, zeigt die Urschau der Inder, Griechen, Römer und Germanen: Das Leben der Götter hing von ihm ab, so daß sie und mit ihnen die Weltordnung in Gefahr geriet, wenn er von feindlichen Mächten geraubt wurde und aus ihrer Gewalt erst wieder befreit werden mußte. Die Weihe übertrug sich auch auf die Geräte seiner Herstellung. Daher bezeichneten die jütländischen Kimbern nach Strabos Bericht einen Mischkessel, den sie dem Kaiser Augustus als Geschenk überreichten, als hochheilig.[26]) Achilleus bewahrte in kostbarer Truhe einen Becher auf, aus dem er nur dem Zeus zu spenden pflegte.[6]) Und die prächtigen Schalen des berühmten, aus dem 8. Jahrh. v. Zr. stammenden Goldfundes von Eberswalde bei Berlin[27]) sehen wir wohl mit Recht als Trinkgeräte für feierliche Opfermahle an. Aus späterer germanischer Überlieferung ist uns der Brauch des sogenannten Minnetrinkens bekannt, wobei Minne, seiner sprachlichen Herkunft gemäß, soviel wie liebevolles Gedenken ist. Das Minnetrinken schlang ein unzerreißbares Band um die zum Fest versammelte Gemeinschaft, in deren Kreise das Trinkhorn von Mann zu Mann weitergereicht wurde.[28]) Dabei ist in tiefem Zusammenhange mit der Urschau bedeutsam, daß das gefüllte Horn in der Richtung des Sonnenlaufes, dem noch heute die Bewegung des Uhrzeigers folgt, kreisen mußte. Der an die Reihe Kommende bezeugte der Gottheit stehend seine Ehrfurcht, sprach ein feierliches Gelübde oder gedachte eines im Kampfe gefallenen Kameraden.[28]) Der oberste Gedanke, der bei solchen Feiern die alten Nordmänner der Sagazeit und wohl auch ihre Vorväter bewegte, war ein fruchtbares Jahr und Frieden. Die heilige Gemeinschaft mit der Gottheit verbürgte ihnen die Erfüllung dieser Hoffnung. Höhepunkte des Festes wie das Erscheinen der Gottheit oder die in feierlicher Handlung vorgeführte Urschau waren von Musik begleitet, worauf wohl schon die bronzezeitlichen Lurenbläser der schwedischen Felsbilder hinweisen.[16]) Wie eng die Zusammengehörigkeit von Wort, Weise und Darbietung empfunden wurde, zeigt der altdeutsche, jetzt ausgestorbene Ausdruck Leich ebenso wie das griechische Wort für Tanz (*μόλπη*), die zugleich Gesang, Reigen und Darstellung bedeuten. Aus solchen Festaufführun-

gen entwickelten sich bei Indern, Griechen und Germanen die Anfänge des Dramas, das noch zur Zeit des Äschylos als religiöse Veranstaltung galt. Zur Feier gehörten ferner Wettkämpfe aller Art, die für die Vorzeit durch Abbildungen von Rennwagen auf den Felszeichnungen bezeugt sind, bei den Griechen in den Olympischen Spielen eine besondere Ausbildung gefunden und sich in bunter Fülle beim deutschen Brauchtum erhalten haben. Als Beispiele seien der Eierlauf in Bayern, der Schäferlauf in Württemberg, das Ringstechen in Kurhessen, das Tonnenreiten in Pommern sowie das Vogelschießen in vielen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands genannt.[21])

Während wir bisher überwiegend Frühjahrs- und Herbstbräuche betrachtet haben, führen uns die Jahresfeuer der nordischen Völker in die Zeit der Sommensonnenwende, neben der allerdings hier und da auch die Wintersonnenwende und die Frühlingstag- und -nachtgleiche gefeiert wurden. Das Erlebnis des höchsten Sonnenstandes war unseren Altvorderen ein alljährliches Geschenk himmlischer Mächte, aus dem sie den ewigen Kreislauf des Lebens erkannten; denn sie wußten von Urzeiten her, daß auf den Abstieg des Gestirns ein Aufstieg mit neuem Leben folgen werde, und legten ein freudiges Bekenntnis zu diesem ewigen Leben mit ihren Höhenfeuern ab. Diese waren ihnen daher nicht, wie man gewähnt hat, ein Feuerzauber, mit dem sie der armen Sonne Kraft zuführen wollten. Sonst hätte ihnen gerade die zweite Hälfte des Jahres immer wieder den Beweis für die Fruchtlosigkeit solcher Bemühungen erbracht. Sowenig der nordische Bauer seine Felder durch Feuerbrände gegen Dämonen zu schützen brauchte, ebensowenig maßte er sich mit seinen bescheidenen Kräften an, in den Lauf der göttlichen Weltordnung verbessernd einzugreifen.[29]) Die Höhenfeuer, die bei den meisten indogermanischen Völkern bezeugt sind, gehen wohl bis in die Anfänge des jungsteinzeitlichen Ackerbaus zurück. Für die Bronzezeit sind sie durch erhebliche Aschenreste nachgewiesen, die sich neben und über den Steinblöcken mit den Felszeichnungen gefunden haben.[16]) Bei den alten Indern und Persern stand Feuerverehrung sogar stark im Vordergrunde des Gottesdienstes, während die Jahresfeuer der Griechen, die man auf Jahreshöhen abzubrennen pflegte, gegenüber anderem Brauchtum zurücktraten.[17]) In der Mitte zwischen beiden Gruppen steht die deutsche Überlieferung, die in der alten Heimat der nordischen Völker die ursprünglichen Verhältnisse wohl am besten widerspiegelt. Außer den Johannisfeuern vieler Gegenden Deutschlands, die alte Sonnenwendfeuer sind, seien hier noch die Osterfeuer in Kärnten, Thüringen und Niedersachsen sowie das Beekenbrennen zu Lichtmeß in Schleswig-Holstein genannt.[21]) Welche Bedeutung dem Feuerbrauch zukam, ergibt sich daraus, daß zu Beginn der Feier vor Sonnenaufgang rings im Lande alle Herdfeuer gelöscht wurden.[30]) Alsdann erzeugte man mit einer Vorrichtung, die bereits auf einem Steine des bronzezeitlichen Grabes von Kivik in Schweden dargestellt ist[16]), durch Reiben von hartem gegen weiches Holz neues Feuer und entzündete damit den aufgeschichteten Holzstoß. Dieses junge Feuer hieß Notfeuer; ein Ausdruck, der mit unserem heutigen Worte Not nichts zu tun hat, sondern auf eine ausgestorbene Sprachwurzel mit der Be-

deutung „reiben" zurückgeht. Von dem jungen Feuer nahmen nach Abschluß der gemeinschaftlichen Feier alle Festteilnehmer brennende Scheite mit, um damit ihr eigenes Herdfeuer neu zu entzünden und so den Segen der Gottheit auf ihr Haus zu übertragen. Die Asche des Holzstoßes wurde auf die Fluren gestreut.[30]) Gegen das Notfeuer kämpfte die Kirche mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln vom Jahre 742 bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, wo sie es endlich zum Erliegen brachte.[31])

Mit dem Feuerbrauchtum der nordischen Völker waren seit vorgeschichtlichen Zeiten häufig Sinnbilder verbunden, als deren wichtigste Rad und Hakenkreuz sowie ferner Axt und Baum zu nennen sind. Ursprünglich schlichte Abbilder, bekamen diese Zeichen allmählich sinnbildliche Bedeutung. So wird das Rad durch die altindischen Veden ausdrücklich als Wiedergabe der Sonne bestätigt[32]), erhält aber in der abgeleiteten Form des Hakenkreuzes den Sinn der kreisenden Bewegung und damit der ewigen Weltordnung. Die Axt galt als Waffe des Gewittergottes und war als solche das Zeichen seiner Macht und seines Wirkens. Im Baum, vor allem dem immergrünen, sah man das Sinnbild ewigen Lebens. Sonnenräder nehmen bereits auf den schwedischen Felsbildern eine hervorragende Stelle ein. Man trug sie auf Stangen in feierlichem Zuge durch die Fluren, um ihnen sinnbildlich die lebenspendende Wärme des großen Tagesgestirns zu bringen.[16]) Wenn eine im Jahre 743 unter dem Vorsitz von Bonifacius tagende Kirchenversammlung es verbietet, „mit dem heiligen Zeichen durch die Felder zu ziehen", so hat sie wohl diesen oder einen ähnlichen Brauch vor Augen gehabt.[22]) Zu Questenberg am Harz hängen die Dorfbewohner noch heute alljährlich zu Pfingsten einen Riesenkranz an einem mit einem Querbalken versehenen Eichenstamm auf und verbrennen den vorjährigen Kranz. Die Teilnehmer der Feier durchwachen dabei die Nacht und begrüßen den Sonnenaufgang mit einem Liede.[21]) Die Bewohner von Obermedlingen in Schwaben verbrennen am 15. Juni auf dem höchsten benachbarten Berge ein mit Stroh umwickeltes Rad, das auf einem zwölf Fuß hohen Pfahl befestigt ist.[16]) In anderen Gegenden Schwabens sowie in Tirol schnellt man brennende Scheiben in die Höhe, ein Brauch, der im Jahre 831 dem Kloster Fulda und 1096 dem Kloster Lorsch erheblichen Brandschaden gebracht hat.[21]) Ganz besonders eindrucksvoll sind die Feuerräder, die in Teilen von Hessen und Westfalen sowie an der Mosel zu Tal gerollt werden. So befestigt man in Lügde bei Pyrmont Strohbunde an übermannshohen Rädern und läßt sie in der Osternacht die Hänge der Dorfflur hinabdonnern.[21]) Solche feuerzuckenden Räder mögen einst die Formgebung des Hakenkreuzes veranlaßt haben.

Neben Sonnenrad und Hakenkreuz hat bei unseren vorgeschichtlichen Ahnen der Baum als bedeutungsschweres Sinnbild des Lebens hohes Ansehen genossen. Der Anblick ehrwürdiger Bäume und Baumgruppen muß sie bereits in der jüngeren Steinzeit ergriffen haben, da das Griechische und das Gotische für den Begriff des heiligen Hains dasselbe Wort (ἄλσος — alhs) kennen, was nur aus gemeinsamer Wurzel zu erklären ist. Die homerischen Griechen wie die Germanen weihten der-

artige Haine, in denen sich fast immer auch Quellen befanden, göttlichen Mächten.[4]) Die Semnonen führten nach Tacitus sogar den Ursprung ihres Stammes auf einen solchen zurück.[13]) Berühmt war im Altertum die heilige Eiche des Zeus in Dodona, mit der die vom Bonifacius gefällte Donareiche von Geismar in Hessen verglichen werden kann.[4]) Die Kelten pflanzten auf Friedhöfen Eiben als Lebensbäume; in Groß-Flintbeck bei Kiel steht noch heute eine tausendjährige Eibe neben dem alten Friedhofe[33]), und im heiligen Bezirk zu Uppsala wuchs nach Adam von Bremen ein immergrüner Baum. So muß das seelische Verhältnis des nordischen Menschen zum Baum besonders innig gewesen sein. Nicht nur heißen nach der eddischen Überlieferung die beiden ersten Menschen Ask und Embla, d. h. Esche und Ulme, sondern bemerkenswerterweise stammen auch nach Hesiod die Menschen von Eschen[15]) ab. Auch Homer streift diese Herkunftssage flüchtig. Unter diesen Umständen ist es nicht auffällig, daß Bäume im Brauchtum der indogermanischen Völker eine große Rolle spielen. Schon auf den schwedischen Felsbildern der Bronzezeit finden sich gelegentlich Bäume. Eins davon zeigt einen Nadelbaum, der von vier Lurenbläsern umgeben ist.[16]) Die Griechen veranstalteten zur Erntezeit festliche Umzüge, bei denen sie als Sinnbilder der Fruchtbarkeit große mit Bändern und Früchten behängte Zweige trugen (εἰρεσιώνη), die sie nach Schluß der Feier vor ihren Häusern aufpflanzten und dort bis zur nächsten Ernte stehen ließen.[17]) Ein überreiches Brauchtum dieser Art hat sich allen Kirchenverboten zum Trotz bis in die Gegenwart auf deutschem Boden und in den skandinavischen Ländern erhalten. Es sind die Maien, welche die jungen Burschen zu Pfingsten, zur Sonnenwende oder auch zur Erntezeit in feierlichem Zuge einholen und auf dem Dorfplatz errichten. Sie werden je nach örtlichem Herkommen mit Bändern und Blumen, Früchten und Eiern geschmückt und versinnbildlichen die Lebenskräfte, die der Bauer für das Gedeihen seines Hauses und seiner Wirtschaft braucht. Um den auf dem Anger aufgestellten Maibaum pflegt die Jugend zu tanzen und allerlei Kurzweil zu treiben. Als im Jahre 1225 zu Aachen ein eifersüchtiger Priester den Maibaum mit einer Axt umhieb, leistete die empörte Volksmenge Widerstand und verwundete den Frevler.[34]) Sonderformen sind der Erntemai[34]), den die erste oder die letzte Getreidefuhre mit heimbringt, der Richtmai[34]), der noch heute bei keinem Richtfest am Giebel fehlt, und der Brautmai[34]), der den Neuvermählten das Vorzeichen einer glücklichen Ehe sein soll. Seinen erhabensten Ausdruck hat das Sinnbild des Baumes in der Weltesche der Edda gefunden, der altindische und altpersische Vergleichsstücke zur Seite stehen. In der Urzeit, bis zu der die Erinnerung der Seherin reicht, stand der gewaltige Baum bereits. Aus unergründlichen Tiefen kommen seine Wurzeln; die Krone überwölbt den Weltraum. Das wuchtige Gleichmaß ihrer Worte lautet:

Eine Esche weiß ich,
den hohen Baum
Tautropfen fallen
immergrün steht er

Yggdrasil heißt sie,
hüllt weißer Glanz;
von ihm in die Täler,
am Brunnen der Urd.[35])

Die Esche, deren Stamm die Achse des Himmelsumschwungs ist, heißt auch Maßbaum[35]), weil sie der gesamten Schöpfung Maß verleiht, d. h. die ewige Weltordnung trägt und erhält.[14]) An ihrem Fuße wohnen die Nornen, die das Schicksal der Götter und Menschen weben. Kein Eisen, kein Feuer vermag sie zu fällen. Sie erzittert zwar, wenn im ungeheuren Zusammenbruch der Götterdämmerung die Welt zerbirst, aber sie bleibt stehen und birgt in ihrem Stamme das Leben zweier Menschen für die aus den Fluten aufsteigende neue Erde. So erlebten unsere Altvorderen im großen Bilde des grünenden Baumes die Gewißheit der ewigen Dauer des Lebens, dessen Sieg, nach einer glücklichen Prägung von Paul Krannhals, der Sinn der Welt ist.

Mußten wir bisher — wie auch weiterhin — zugunsten der bäuerlichen Jahresfeste von einer Betrachtung der Feiern absehen, die bei Geburt, Hochzeit und Tod der Sippenangehörigen stattfanden, so führt uns das Weihnachtsfest — das sich schon durch seinen Namen von den anderen abhebt —, obwohl es ein Jahresfest ist, zugleich in den engeren Bereich der Familie, neben der die größere Gemeinschaft diesmal zurücktritt. Für die Feiern um die Wintersonnenwende sind uns drei noch heute lebendige Bezeichnungen überliefert. Zunächst das Wort Weihnachten, das die Heiligkeit der Festzeit ausdrücklich hervorhebt; sodann der bereits von dem angelsächsischen Geschichtsschreiber Beda im 8. Jahrh. erwähnte, vereinzelt auch in Deutschland und vor allem Schweden erhaltene Name Mütternacht[14]), wobei unter den Müttern die Schicksalsfrauen zu verstehen sind; und schließlich das in Skandinavien seit alters übliche Jul, das auf eine Sprachwurzel mit der Bedeutung „feierlich sprechen" (*ieq, ind. yācati bittet, ahd. jehan gestehen, umbr. iuka Gebet, osk. iuklei Opfer, lat. iocus Scherz) zurückgeht.[12]) Die Festzeit, die sich über einen halben Monat erstreckte, begann mit der dunkelsten Nacht des Jahres, der Neumondnacht unmittelbar vor oder nach der Wintersonnenwende.[14]) Dies war die Mütternacht, von der Beda berichtet. Die Mütter werden auf römisch-germanischen Grabsteinen des Rheingebiets mit Fruchtkörben auf dem Schoße dargestellt und heißen dort die reichlich Gebenden (Alagabiae), im Volksglauben neuerer Zeiten auch Heilrätinnen, weil sie den Frauen in Geburtsnöten beistehen und ferner Seuchen und Mißwachs abwenden.[36]) Bischof Burchard von Worms verbot anfangs des 11. Jahrh., den drei Schwestern, wie er sie nannte, Speise und Trank hinzustellen.[36]) Aus unseren Märchen kennen wir sie als Frau Holle (die Holde), Frau Erke und Frau Berchta (die Leuchtende), der wörtlich übersetzt die schwedische Lucia entspricht. In der Lausitz und in der Pfalz erscheint noch heute den Kindern an Stelle des Ruprecht eine weibliche Gestalt, die Gaben austeilt.[21])

Mit der Mütternacht, die zugleich das neue Jahr einleitete, begannen die zwölf heiligen Nächte, denen unser Weihnachtsfest seinen schönen alten Namen verdankt. Mehr als andere Festzeiten gab die Jahreswende Anlaß zu stiller Einkehr und Rückschau auf die Vergangenheit. Vor allem fühlten sich unsere Altvorderen in diesen dunklen Tagen und Nächten den lieben Angehörigen verbunden, die der Tod aus dem Kreise der Sippe herausgerissen hatte. Daher durfte die Weihe, die

über dieser Zeit lag, nicht durch lärmende Geräusche wie etwa Korndreschen oder durch lautes Reden gestört werden; auch Waschen und Spinnen mußte unterbleiben. Man glaubte, daß in diesen Weihenächten die Toten aus dem heiligen Berge kämen, um ihre Lieben zu besuchen, und deckte ihnen bei den Mahlzeiten der Familie den Tisch.[37]) Da ähnliche Formen des Totengedenkens auch bei Indern, Persern, Griechen und Römern überliefert sind, handelt es sich offenbar um einen aus der gemeinsamen Vorzeit stammenden Brauch.[17]) Alle Gedanken an Wiedergängertum und Gespensterfurcht sind in diesem Zusammenhange abzulehnen. Die unsichtbaren Besucher kamen als liebe Gäste und heißen bei den Römern wie noch heute bei den schwedischen Bauern die guten Seelen (manes — de goda andarna).[38]) Die Vorstellung von einem Totenheere, das durch die Luft braust, ist sowohl Homer wie den isländischen Sagas, die uns doch so lebendige Bilder ihrer Zeit entwerfen, völlig fremd.[39]) Ihre Entstehung ist auf deutschem Boden anscheinend den schweren Kämpfen der Völkerwanderung zu verdanken, die oft große Verluste an Kriegsvolk mit sich brachten.

Auf die zwölf heiligen Nächte folgte ein dreitägiges Julfest, das mit der Vollmondnacht seinen Abschluß fand und nach altnordischen Berichten ein fröhliches Gepräge trug.[14]) Beim Mahle wurde das Hauptschlachttier des nordischen Bauern verzehrt, das in Deutschland als Schweinskopf, in Schweden als Juleber auf den Tisch kam. Auch die Weihnachtstage haben ihre Festaufführung gehabt, der Bedeutung der Jahreswende entsprechend wohl aus der Urschau vom Vergehen und Neuwerden der Sonne oder von der Erhaltung des Lebens in Todesnot; doch ist die gesamte Überlieferung darüber dem Eifer der Kirche zum Opfer gefallen. Nur aus einem Dorfe bei Halberstadt (Kohlbeck) ist uns, leider ohne nähere Angaben, eine Nachricht erhalten, wonach dort Weihnachten 1012, und zwar bezeichnenderweise auf dem Friedhofe, ein Reigen gesungen wurde, was den Teilnehmern eine schwere Strafe der Kirche einbrachte.[40]) Und in Schweden gebraucht man den Ausdruck Jul-lekar, Julreigen, bis auf den heutigen Tag für kleine dramatische Tanzspiele zur Weihnachtszeit, wenn sie auch keine Beziehung zur Urschau mehr haben.[36])

Der Mittelpunkt unserer Weihnachtsfeier, der strahlende Lichterbaum, ist in seiner Gesamterscheinung wohl das Ergebnis einer jüngeren Entwicklung. Die Einzelüberlieferung aber reicht bis in die Vorzeit zurück. Schon von jeher haben, wie wir gesehen, die nordischen Völker bei ihren Jahresfesten grüne Zweige auf ihren Umzügen mit sich geführt und dann vor oder in ihren Häusern angebracht. Und gerade in Deutschland hat das Maienbrauchtum sich besonders vielseitig entwickelt. Auch das Schmücken mit Bändern, Früchten, Eiern, Nüssen und Äpfeln ist bereits im Altertum bezeugt, und Plinius berichtet sogar von einem baumartigen, mit Äpfeln und Lämpchen behängten Gestell.[37]) Die erste urkundliche Erwähnung unseres Weihnachtsbaumes stammt aus dem Anfang des 16. Jahrh.; doch hatte bereits im 11. Jahrh. Bischof Burchard von Worms verboten, Fackeln auf den Festtisch zu stellen.[31]) So haben sich Baumgrün und Lichter als Sinnbilder des Lebens vereint und im Brauchtum der Weihenächte eine bedeutungsvolle Verwendung

gefunden. Und die am Baume hängenden Gebäckformen aus Honigkuchen in Gestalt von Sternen und Sonnenrädern, Glücksschweinen und Sonnenhirschen lassen die Beziehungen zur Urschau ebenfalls deutlich erkennen. Ihre reiche Fülle und die noch hinzukommenden Geschenke versinnbildlichen den erhofften Erfolg der bäuerlichen Jahresarbeit. Jedoch die edelste Blüte all seines Brauchtums ist die Innigkeit, mit der der nordische Mensch gerade die Weihnachtsfeier erfüllt hat. Sie wurzelt in den tiefsten Tiefen seiner Rassenseele.

Am Schluß seiner Kritik der praktischen Vernunft sagt Immanuel Kant: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Aus der Betrachtung desselben bestirnten Himmels erwuchs dem nordischen Menschen der Vorzeit der Gedanke der ewigen Weltordnung, und die Bindung an das Brauchtum seiner Väter leistete ihm in seinen einfachen Lebensverhältnissen dasselbe wie dem großen Denker des 18. Jahrh. die sittliche Grundforderung. Die Urschau, die ihm den Sinn des Daseins darstellte, hieß ihn, sich in seinem Lebensbereich tatbereit gegen die Feinde der ewigen Ordnung einzusetzen, und war in Verbindung mit der Gemeinschaftsfeier zugleich die Form, in der er das Walten göttlicher Mächte verehrte. Es zeugt für die ihm eigene Zähigkeit und Treue, daß es ihm gelungen ist, beachtliche Teile dieses seinen Vorvätern heiligen Brauchtums bis in die Gegenwart zu erhalten, obwohl der seelische Bruch, den die Einführung eines fremden Glaubens mit sich brachte, einer lebendigen Fortentwicklung der Bräuche den Boden entzog. Der Gegensatz zwischen der geoffenbarten Lehre des Wortes und der Frömmigkeit eines taterfüllten Lebens und Brauchtums hat auch Goethe beschäftigt, der seinen Faust den Anfang des Johannisevangeliums aus dem Griechischen übertragen und nach wiederholten, ihn nicht befriedigenden Versuchen zu einer Fassung kommen läßt, die mit dem Bibelwort nichts mehr zu tun hat. Hören wir zum Schluß den Dichter selbst:

„Geschrieben steht: ‚Im Anfang war das Wort!'
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.

Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß Deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles schafft?

Es sollte stehen: Im Anfang war die Kraft!
Doch auch, indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe. —
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rat
Und schreib' getrost: Im Anfang war die Tat!"

Quellennachweis

1. Dr. W. Jaide, Das Wesen des Zaubers in den primitiven Kulturen und in den Islandssagas, 1937. S. 154. 179f.
2. W. Wüst, Von indogermanischer Religiosität: Sinn und Sendung. Archiv f. Religionswissenschaft XXXVI Bd. S. 81. 95.
3. K. Spieß, Das arische Fest, 1933. S. 4. 14.
4. Homer, Odyssee. 19, 457f. 3, 336. 13, 57. 6, 291f. u. 17, 208ff. 14, 327. 19, 163.
5. W. Braune, Althochdeutsches Lesebuch, 1897. S. 81 u. 160.
6. Homer, Ilias. 12, 243. 9, 534. 4, 49. 16, 230ff. 16, 221ff.
7. R. v. Hoff, Das Grundgesetz nordischer Haltung. „Rasse" (1941). S. 137ff.
8. L. Franz, F. A. v. Scheltema, E. Wohlhaupter, Symbolik der europäischen Urzeit und der germanischen Völker, 1941. S. 75.
9. O. Stelzer, Die Kunst des Nordens und die Gegenströme ihrer Umwelt. „Germanien" (1942). S. 185ff.
10. K. Kerényi, Die antike Religion, 1940. S. 215ff. 66f. 149.
11. H. Hahne, Vom deutschen Jahreslauf im Brauch, 1926. S. 12.
12. A. Walde, J. Pokorny. Vgl. Wörterbuch der idg. Sprachen. 1930ff.
13. Tacitus, Germania. 9. 40. 39.
14. O. S. Reuter, Germanische Himmelskunde, 1934. S. 18ff. 334ff. u. 340ff. 229ff. u. 318f. 436. 495ff. 497 A.
15 Hesiod, Werke und Tage. V. 144ff.
16. O. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, 1934. S 104. 1ff. 22f. 8. 217. 185. 87ff. 94. 8.
17. M. P. Nilsson, Geschichte der griech. Religion, 1941. S. 112ff. u. ö. 133ff. 119ff. 113ff. 564.
18. W. Walther, Das Brauchtum des römischen Bauern. Ztschr. „Die alten Sprachen" (1940). S. 167ff.
19. Caesar, Bellum Gallicum VI 16.
20. W. Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild, 1937. Tfl. 31.
21. H. Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf, 1937. S. 109ff. u. ö. 91. 112 u. ö. 126ff. u. ö. 134f. 127. 108. 65 (Tfl.).
22. H. Hungerland, Über Spuren altgermanischen Götterdienstes in und um Osnabrück, 1924. S. 254ff. 254.
23. Ovid, Fasti I 71.
24 F. Genzmer, Edda, 2. Bd. Götterdichtung, 1920. S. 35.
25. B. W. Leist, Alt-arisches Jus Civile, 1892. S. 135.
26. Strabo, Geographica VII, 293.
27. Carl Schuchhardt, Alteuropa, 1941. Tfl. XXXVII.
28. W. Grönbech, Kultur u. Religion der Germanen, 1937ff. II 123ff. 122.
29. Fr. Rehm, Sonnwende, das Fest des Feuers u. d. Lebensfreude. Ztschr. „Odal" (1941). S. 453ff.
30. E. Mogk, Die deutschen Sitten und Bräuche, 1921. S. 68. 68.
31. O. Huth, Die Fällung des Lebensbaumes, 1936. 19ff. 22.
32. H. Oldenberg, Die Religion des Veda, 1894. S. 88 u. 473.
33. F. R. Schröder, Ingunar-Freyr, 1941. 5 A 1.
34. W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, 1875. S. 170 A. 190ff. 218ff. 221ff.
35. H. Gering, Die Lieder der älteren Edda, 1904. S. 7 (Vgl. 19). 2 (Vgl. 2). 16 (Vgl. 47).
36. K. v. Spieß, Die Weihnachtszeit und ihre Gestalten. Ztschr. N. S. Monatshefte (1941). S. 984. 986. 963.
37. O. Huth, Der Lichterbaum, 1938. S. 14 u. 17. 45.
38. L. Hagberg, När Döden gästar, Stockholm 1937. S. 650.
39. B. Kummer, Midgards Untergang, 1927. S. 186.
40. Gebr. Grimm, Deutsche Sagen. No. 232.

Die Frage der Rassenbildung im Lichte der neueren Erbforschung

Von Hans Breider

Mit 2 Textzeichnungen

„Die Biologie ist heute das Fundament, von dem aus ein ganzes Volk bereit ist, nicht nur seine staatliche Organisation, sondern auch seine Weltanschauung neu zu gestalten." Die Anteilnahme an biologischen Problemen im allgemeinen und Fragen der Vererbungswissenschaft und Rassenforschung im besonderen ist heute namentlich unter den Jüngeren so groß, daß schlechterdings kein Erzieher und kein Jugendführer es unterlassen kann, sich mit diesen Grundlagen des Lebens und Daseins eingehender zu beschäftigen.

Eingeleitet durch Darwin und Mendel, vollzieht sich ein geistiger Umbruch, der um so tiefgreifender und wichtiger ist, als der Mensch sowohl als Einzelwesen wie als Gemeinschaftswesen selbst am meisten davon betroffen wird. Nachdem zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Jahre 1901 die Gesetzmäßigkeiten der Vererbung durch Correns, v. Tschermak und de Vries zum zweiten Male aufgedeckt waren, legt eine gründliche Forschertätigkeit den Grundstein für eine neue Weltanschauung. Darwins Lehre über die Höherentwicklung der Lebewesen im „Kampf ums Dasein" erhält ihre endgültige Bestätigung und wird entsprechend den neuesten Forschungsergebnissen weiter ausgearbeitet und auch auf den Menschen in vollem Umfange angewandt. Längst hat die Erfahrung gelehrt, daß der Mensch genau so wie Pflanzen und Tiere den Naturgesetzen unterworfen ist. Auch er befindet sich im Daseinskampf sowohl mit Naturgewalten, mit Pflanzen und Tieren wie mit eigenen Artgenossen. Siegen, d. h. eine lebenstüchtigere Nachkommenschaft hinterlassen, wird nur der Stärkere, in diesem Sinne der Bestgeeignete. Auf ein Volk bezogen heißt das, daß nur ein starkes, gesundes Volk Aussicht hat, den „Kampf ums Dasein" zu bestehen. Der „Kampf ums Dasein" im weitesten Sinne ist der Inbegriff der Entwicklung und Differenzierung im Reich der Lebewesen. Nur die Einzelwesen, die auf Grund ihrer erblichen Beschaffenheit in der Lage sind, allen Unbilden zu trotzen, können den Bestand ihrer Rasse oder Art gewährleisten. Welche Kräfte es sind, die in diesem Daseinskampf den Pflanzen oder Tieren es ermöglichen, sich zu erhalten, soll im folgenden gezeigt werden. Zu welch tiefgreifenden Veränderungen zwischen Verwandtengruppen eine dauernde differenzierende Einwirkung des Daseinskampfes führen kann, wird in einem später folgenden Aufsatz Aufgabe der Erörterung sein. Die Darstellung wird so geführt werden, daß an Hand von Beispielen aus der zoologischen und botanischen Vererbungsforschung Vergleiche zur Geschichte des Menschen, eines Volkes und einer Rasse gezogen werden, um schließlich damit den Lesern

eine Grundlage zu geben, von der aus sie selbst in der Lage sind, die getroffenen staatlichen Maßnahmen zur Erhaltung und Förderung des deutschen Volkes richtig zu beurteilen, um an ihrer notwendigen Durchführung tatkräftig mitzuarbeiten.

Voraussetzung für die Herausbildung einer neuen Rasse ist diejenige individuelle Variabilität der Organismen, die auf erbliche Verschiedenheiten zurückgeführt werden kann. Diese erbliche Unterschiedlichkeit ist in der Natur so groß, daß — abgesehen von ungeschlechtlich vermehrten Formen, sowie von eineiigen Zwillingen — kein Einzelwesen dem anderen vollkommen gleicht. Man achte nur einmal auf Haus- und Feldsperlinge, Buchfinken, Singdrosseln, Nebelkrähen, Feldhasen, Hausmäuse usw. und wird feststellen, daß die Tiere einer Rasse sich durch geringe Abweichungen unterscheiden. Die eigentliche Ursache der erblichen Verschiedenheit der Einzelwesen ist das Auftreten von plötzlichen, erblichen, richtungslosen Abänderungen des Erbgutes, sog. *Mutationen*, und deren Verbindung mit den übrigen Erbanlagen nach zweigeschlechtlicher Fortpflanzung. Eine einzige solche Erbänderung vermag bereits die Zahl der Verbindungsmöglichkeiten der Erbanlagen, d. h. die Zahl erblich verschiedener Nachkommen eines Elternpaares, zu verdoppeln.

Wie die Mutation sind auch die Unterschiedlichkeiten im Erbgut des Einzelwesens zunächst vollkommen richtungslos. Sie werden erst durch das Zusammenspiel verschiedener Kräfte in einen geregelten Vorgang der Anpassung und Differenzierung geleitet. Diese Gestaltungskräfte mittelbarer Art sind *Auslese* und *Absonderung* (Isolation). Wir nennen sie auch Evolutionsfaktoren. Der natürliche Auslese- oder Entwicklungsvorgang besteht darin, daß von zwei oder mehreren Typen eines Lebewesens derjenige allmählich die Oberhand gewinnt, der unter den gegebenen Umweltbedingungen die größere Aussicht hat, die lebenskräftigsten und vermehrungsfähigsten Nachkommen zu erzeugen. Schon im Auslesevorgang selbst ist also eine bestimmte Gruppe von Einzelwesen durch die Neigung gekennzeichnet, möglichst wieder ihresgleichen hervorzubringen. Diese Neigung ist eine zwangsmäßige, insofern nämlich, als die Umwelt vorwiegend den für den Kampf ums Dasein bestgeeigneten Typen die Möglichkeit zur Entwicklung und Fortpflanzung bietet. Diese Entwicklung hat notwendigerweise eine Einschränkung der Verschiedenartigkeit zur Folge, da ja alle diejenigen Formen — und mit ihnen manche Erbanlagen — ausgemerzt werden, die für die gegebenen Außenbedingungen ungeeignet sind. Diese rein mechanisch anmutende Beschränkung der Variabilität einer Population führt allmählich zur Reinerbigkeit derjenigen Erbanlagen, die für solche Merkmale verantwortlich sind, die im Vorgang der Neubildung von Typen eine maßgebliche Rolle spielen. Von diesem Zeitpunkt ab sind gewisse Kennzeichen für eine bestimmte Fortpflanzungsgemeinschaft typisch und werden auf die Nachkommen reinerbig weitergegeben. Es hat sich auf Grund der individuellen erblichen Verschiedenheit und Auslesebedingungen eine neue Rasse entwickelt. Infolge der Beschränkung der individuellen Verschiedenheit des Erbgutes bietet eine junge Rasse der Umwelt keine günstigen Voraussetzungen für die weitere Entwicklung; erst, wenn neue Erbänderungen aufgetreten sind oder

durch Rassenkreuzung andere Erbanlagen in die eigene Erbmasse eingelagert werden, kann der Differenzierungsvorgang weitergeführt werden.

Daraus erkennen wir bereits, daß der Entwicklungsablauf einer neuen Rasse im allgemeinen sehr lange Zeit dauert. Es hängt ab: 1. von der Mutationshäufigkeit, 2. von der Geschlechterfolge, 3. von der Natur der auslesenden Umweltsbedingungen und 4. vom Grade der Isolation, d. h. davon, inwieweit Rassen im Zeitpunkt der Entstehung vor einer Vermischung mit solchen Gruppen, die den gleichen Auslesevorgängen nicht unterliegen, gesichert sind.

A. Die individuelle erbliche Variabilität

Wir haben einleitend gesagt, daß die individuelle erbliche Variabilität die Voraussetzung für die Differenzierung einer neuen Rasse ist. Nicht alle Verschiedenheiten innerhalb einer Population sind im Erbgut verankert, so daß man erbliche und nichterbliche Unterschiede zu berücksichtigen hat. Jede Erbanlage hat eine gewisse Reaktionsnorm, d. h. die Fähigkeit, auf Unterschiede der Lebensbedingungen innerhalb festgelegter Grenzen verschieden zu reagieren. Die Eigenschaft als solche gewinnt zwar Gestalt, sie erhält aber eine gradweise verschiedenartige Ausprägung, wenn ihre Entwicklung unter verschiedenartige Umweltbedingungen fällt.

Dafür einige Beispiele: Die Blätter eines Baumes sind erbgleich. Sie müßten die gleiche Größe und Form haben. Da aber die Ernährungs- wie Lichtbedingungen der dem Stamm benachbarten Blätter andere sind als für die am Außenrand des Baumes befindlichen Blätter, sind diese durchweg außerordentlich voneinander verschieden. Auch die Erbsensamen einer Pflanze sind infolge unterschiedlicher Nahrungszufuhr verschieden groß, obwohl sie das gleiche Erbgut besitzen. Die Russenkaninchen besitzen im allgemeinen rote Augen und weißes Haar. Lediglich Löffel, Schnauzenspitze, Laufenden und Schwanz sind schwarz, trotzdem alle Zellen erbgleich sind. Man kann durch ein sehr einfaches Experiment an einer beliebigen Körperstelle des Kaninchens die Entwicklung schwarzer Haare erzwingen. Rasiert man nämlich die weißen Haare fort und bringt das Russenkaninchen unter niedrige Wärmegrade, so sind die nachwachsenden Haare der rasierten Körperstelle schwarz. Umgekehrt entwickeln die rasierten Löffel in hohen Wärmebereichen weiße Haare. Unterschiedliche Wärmegrade sind also dafür verantwortlich, ob weiße oder schwarze Haare entstehen. Das Russenkaninchen ist auf Grund seiner Erbanlagen besonders für ein leichtes Ansprechen auf Wärmeunterschiede geeignet, in besonderem Maße finden diese Einflüsse an exponierten Körperstellen ein geeignetes Wirkungsfeld. Oder erinnern wir uns daran, daß die Arbeiterinnen und Königinnen der Bienen gleichen weiblichen Geschlechts sind. Lediglich unterschiedliche Entwicklungsräume und Ernährungsbedingungen gestatten nur wenigen Larven, sich zu fortpflanzungsfähigen Weibchen, d. h. zu Königinnen, zu entwickeln. Trotz der außerordentlich starken Wirkung der Umwelt auf die Entwicklung der Lebensweise des Einzelwesens bleibt das Erbgut davon unberührt, so daß solche nicht erbliche Unterschiede innerhalb einer Population die Erhaltung und Gestaltung einer Rasse nicht beeinflussen können.

Auch vom Menschen wissen wir, in welchem Maße Ernährung und Klima Einfluß auf die Ausprägung der Erbanlagen für körperliche wie seelisch-geistige Merkmale nehmen können; dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß es von der erblichen Gesamtverfassung abhängt, wie schnell und in welcher Weise ein Mensch auf Umweltverhältnisse mit andersartiger Ausbildung einer Eigenschaft antwortet. Um jedoch den Einfluß der Außenwelt auf den Menschen genau zu erkennen, bedarf man erblich gleicher Beobachtungsfälle, wie sie nur die eineiigen Zwillinge darstellen. Leider ist die Zwillingsforschung noch zu jung, als daß sie uns heute nach jeder Richtung hin genügende Unterlagen bieten könnte. Immerhin können wir aber aus den vorliegenden Berichten entnehmen, daß auch beim Menschen das Erbgut den Lebensablauf des Einzelwesens bestimmt. So wissen wir von eineiigen Zwillingen mit ausgesprochener verbrecherischer Veranlagung, daß sie nicht nur das gleiche Verbrechen, sondern auch fast zur gleichen Zeit an ganz verschiedenen Orten ausführten. Ein anderes eineiiges Zwillingspaar erkrankte zur gleichen Zeit an der gleichen Krankheit, trotzdem es unter ganz verschiedenen Umweltverhältnissen lebte. Natürlich kann man durch eine Erziehung, die z. B. einem Verbrecher die Möglichkeit und Gelegenheit nimmt, diesen vor der Ausführung des Verbrechens bewahren. Ebenso sind wir heute dank der medizinischen Forschung in der Lage, manche Erbkrankheiten für den Einzelmenschen erträglich zu gestalten. Ein Kurzsichtiger ist heute unter europäischen Gesittungsverhältnissen ein vollwertiges Mitglied der menschlichen Gemeinschaft, weil die Augengläser ihm volle Sehschärfe verleihen. Ein Zuckerkranker kann durch Insulingaben am Leben erhalten werden. Frauen mit zu engem Becken brauchen bei der Geburt eines Kindes nicht mehr zu sterben. Freilich haben diese Maßnahmen der Umwelt einen wesentlichen Einfluß auf das Leben des Einzelwesens; im Erbgut aber gehen keine Veränderungen vor sich. Dadurch, daß Erbkranke Gelegenheit haben, sich zu vermehren, gehen diese unerwünschten Erbanlagen auf die Nachkommen über und werden mit der Zeit weit im Volk verteilt. Ohne Pflege des Menschen würden Träger solcher Erbanlagen frühzeitig durch die Natur ausgemerzt werden.

Für die Erziehung sind diese Erkenntnisse von besonderer Bedeutung; man kann z. B. nicht jedem Kinde rechnerische Fähigkeiten anerziehen, wenn die erblichen Grundlagen nicht gegeben sind. Ebenso widersinnig ist es, aus übertriebener Einbildung einem Kinde Klavierspielen beibringen zu wollen, ohne daß irgendwelche musikalischen Fähigkeiten im Erbgut verankert sind. Freilich kann ein solches Kind unter Umständen die Noten abspielen; aber den Noten Inhalt zu geben wird es nie erreichen. *Jedes Kind verlangt eine gesonderte Behandlung.* Der Erzieher muß dabei bestrebt sein, die erbliche Veranlagung eines Kindes zu ergründen und durch seine Erziehungsmethoden die Entwicklung erwünschter Merkmale zu fördern, unerwünschter Charaktereigenschaften zu hemmen.

Durch besondere Pflege, durch medizinische Eingriffe, durch Erziehung können also Verschiedenheiten in einem Volke hervorgerufen werden, die aber keineswegs das Erbgut irgendwie verändern. Für die biologische Erhaltung eines Volkes oder

einer Rasse spielen sie keine Rolle, ebensowenig wie nicht erbliche Unterschiede im Tier- und Pflanzenreich Einfluß auf die Erhaltung und Entwicklung ihrer Rasse haben.

Wohl aber treten, wenn auch recht selten, in Wildpopulationen Einzelwesen auf, deren Dasein nicht auf Umwelteinflüsse zurückgeführt werden kann. So sah ich einmal in einem Park in Westfalen eine weiße Drossel, fand im Schloß zu Braunschweig unter Kellerasseln ein weißes Tier mit roten Augen, in der Lüneburger Heide in einem versumpften Kanal unter den sonst schwarzgrau gefärbten Flohkrebsen weiße Tiere mit schwarzen Augen. Einst wurde mir ein fast gelb gefärbter Feldsperling gebracht. In Meerschweinchenzuchten treten gelegentlich Tiere mit sechs Zehen auf. Diese Fälle kann man beliebig vermehren. Im Experiment erweisen sich derartige Merkmale als erblich. Das Eigenartige dabei ist, daß sie plötzlich und sprunghaft, ohne Zwischenstufe auftreten. Also muß eine plötzliche Abänderung des Erbgutes vorausgegangen sein. Im Laufe der Geschlechterfolge von Jahrhunderten und Jahrtausenden treten solche erblichen Abänderungen unabhängig und richtungslos voneinander auf. In ihrer verschiedenartigen Verbindung liefern sie die Ursache für die erbliche individuelle Variabilität. In der freien Natur haben wir bisher noch keine Kräfte gefunden, die solche Erbänderungen bewirken; lediglich aus dem Experiment müssen wir die Schlußfolgerungen ziehen. Werden nämlich Taufliegen mit kurzwelligen Strahlen (Röntgen-, Radium- und ultravioletten Strahlen) bestrahlt oder mit Wärme oder Kälte oder mit chemischen Stoffen behandelt, so findet man in der Nachkommenschaft die verschiedensten Mutationen: Stummelflügel, Flügellosigkeit, andersartige Aderung der Flügel, veränderte Augenfarbe, Borstenlängen- und Borstendickenveränderung usw. Keine Erbänderung ist aber durch den auslösenden Reiz irgendwie gerichtet, etwa so, daß Hitzebehandlung nun die Entstehung einer Erbanlage für Hitzebeständigkeit ausgelöst hätte. *Die Mutationen sind richtungslos.* Wir müssen annehmen, daß auch in der Natur ähnliche Kräfte die Auslösung von Erbänderungen verursachen. Hat eine derartige Veränderung des Erbgutes in einer bestimmten Erbanlagenverbindung einen besonderen Auslesewert für die Erhaltung und Entwicklung einer Rasse, wird sie dank der natürlichen Auslese nach mehreren Geschlechterfolgen das Artbild einer Rasse bestimmen. Stellt man sich jetzt noch vor, daß nicht eine, sondern mehrere erbliche Abänderungen zusammentreffen, so ist leicht ersichtlich, daß ein derartig erblich mannigfaltiges Material der Auslese förderlich ist.

Erbliche Abänderungen sind auch zu allen Zeiten beim Menschen aufgetreten. Alle Erbkrankheiten beruhen auf Erbänderungen, die infolge der künstlichen Auslese durch den Menschen heute in allen Völkern vertreten sind, die aber längst der erbarmungslosen Ausmerzung durch die Natur anheimgefallen wären, wenn der Mensch sich nicht selbst in Pflege genommen hätte.

Es wurde gesagt, daß zunächst die Erbänderungen für die erblichen individuellen Verschiedenheiten verantwortlich sind, so daß wir ihnen als dem wesentlichsten Faktor die Entstehung verschiedener Rassen verdanken.

Durch die Mutationen entstehen also die ersten erbungleichen Einzelwesen einer Rasse. Die Nachkommenschaft solcher erbungleichen Eltern ist um so verschiedener, je größer die Zahl der frei mendelnden Erbanlagen ist, in denen sich die Eltern unterscheiden, d. h. also, daß nach aufgetretenen Erbänderungen die freie Paarung eine Verbreiterung der individuellen erblichen Variabilität einer Rasse herbeiführt.

Diese wird noch mannigfaltiger, uneinheitlicher und zerrissener, wenn zwei oder mehrere Rassen die Möglichkeit haben, sich zu vermischen. Naturgemäß unterscheiden sich Rassen im allgemeinen in einer größeren Anzahl von Erbanlagen als die Einzelwesen einer Population. Durch Mischung fremder Rassen wird der Erbanlagenkomplex einer Rasse gelockert, fremde Bestandteile werden eingelagert und auf die Nachkommen weitergegeben. Die Folge ist eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Einzelwesen in diesem Volk, das durch die erbliche Verschiedenartigkeit seiner Einzelwesen der Auslese und Isolation günstige Vorbedingungen bietet. Auf den Menschen angewandt, heißt dies, daß unter dem vorgefundenen Rassengemisch innerhalb eines Volkes die Auslese nach gut und genau durchdachten Grundsätzen angesetzt und überwacht werden muß.

Es ist also leicht verständlich, wenn Rassemischungen zur Bildung neuer Rassen Veranlassung gewesen sind. Das ist nicht nur im Tier- und Pflanzenreich der Fall gewesen, sondern auch beim Menschen.

Solche Rassen, denen Rassenmischung eine außerordentlich günstige und weite individuelle erbliche Verschiedenheit als Bildungsgrundlage schuf, haben sich infolgedessen schneller und verschiedenartiger entwickelt als die Urrassen der Menschheit, die sich nur auf den ersten Ursachen erblicher Unterschiede, den Erbänderungen und deren freier Verbindungsmöglichkeit innerhalb derselben Population aufbauen konnten.

Aus diesen Ausführungen erkennen wir, daß der Erbänderung bzw. der erblichen individuellen Verschiedenheit als Ausgangsfaktor eine wesentliche Bedeutung bei der Bildung einer neuen Rasse zukommt. Sie stellt gleichsam das Material, das die weiteren Entwicklungskräfte: Auslese und Isolation, formen und bilden.

B. Auslese und Isolation

Die Kräfte, die in freier Natur die durch die individuelle Verschiedenartigkeit der Erbmasse ermöglichte Differenzierung lenken, lassen sich in zwei Gruppen einteilen; nämlich

1. solche, die zunächst auslesend wirken und dadurch erst allmählich zur Absonderung einer bestimmten Gruppe von Lebewesen führen und
2. solche, die zunächst absondern und dadurch erst die Auslese einleiten.

Zur ersten Gruppe dürfen Einwirkungen des Standorts und der Lebensgemeinschaft (ökologische und soziologische Einwirkungen) gerechnet werden. Es sei hier an die für viele Pflanzenarten genauer beschriebenen Standorttypen erinnert, wie sie sich beispielsweise bei einer verbreiteten Gebirgspflanze, Geum montanum (Nelkenwurz), finden. In verschiedenen Höhenlagen liefert diese Art ganz verschiedene Rassen lediglich unter dem auslesenden Einfluß verschiedener Standortbedingungen

(z. B. Unterschiede des Klimas, der Sonnenbestrahlung, des Bodens usw.). Ähnliche Verschiedenheiten zeigen zwei Standortrassen des Löwenmäulchens Antirrhinum glutinosum.

In beiden Fällen hat die Auslese durch verschiedene Standortbedingungen stattgehabt. Dabei ging die Auslese so vor sich, daß aus einem großen Individuengemisch gleicher Herkunft jeweils die Typen ausgemerzt worden sind, die für eine bestimmte Höhenlage oder für irgendein anderes Gebiet weniger geeignet waren; denn die in der Rassenbildung noch befindlichen Formen sind durchaus noch ebenso spalterbig, wie ihre ausgemerzten Geschwister es gewesen sind. Sie sind auch noch spalterbig bezüglich der Erbanlagen, die für die Differenzierung unter den veränderten Umweltbedingungen eine Rolle spielen. Erwin Baur hat das an seiner Versuchspflanze, dem Löwenmäulchen, recht deutlich nachweisen können. Er sammelte Samen von verschiedenen Standortrassen und ließ diese im Gewächshaus keimen. Dabei erhielt er ein ganz buntes Aufspaltungsbild der Nachkommenschaft. In der freien Natur dagegen erwecken die verschiedenen Standorttypengruppen den Eindruck größter Einheitlichkeit. Man muß aus diesen Feststellungen schließen, daß bereits im Jugendzustand alle jene Formen ausgemerzt werden, die auf Grund ihrer erblichen Veranlagung den gegebenen Außenverhältnissen nicht angepaßt sind. Bei fortwährender Ausmerzung dieser Erbgutträger kommt es natürlich selbst bei freier Paarung der Einzelwesen einer Fortpflanzungsgemeinschaft zur Reinerbigkeit für diejenigen Erbanlagen, die für die Merkmale mit Auslesebedeutung verantwortlich sind. Je länger der Auslesevorgang dauert und je mannigfaltiger seine Wirkung ist, um so mehr entfernen sich die Populationen in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen.

Ein anderer wesentlicher Einfluß, der die Entwicklung und Differenzierung von Rassen leitet, ist der soziologischer Art. Unter diesen Begriff fallen alle Möglichkeiten der Auslese, die aus dem Zusammenleben erblich verschiedener Einzelwesen derselben oder verschiedener Rassen sich ergeben können. Die Behandlung dieses Fragenbereichs erscheint deswegen gerade wichtig, weil bei der Erörterung dieser Probleme manche Parallelen zur Gestaltung und Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft gefunden werden können.

Zunächst einige Beispiele aus Zoologie und Botanik. Auf einem bestimmten künstlichen Nährboden sind die Ernährungs- und Fortpflanzungsbedingungen sowohl für die Taufliegenart Drosophila funebris wie auch für Drosophila melanogaster dann gleichwertig, wenn beide Arten getrennt gehalten werden. Bringt man aber in eine Funebris-Population einige Pärchen der Art Drosophila melanogaster, dann läßt die Zahl der Funebris-Tiere von Generation zu Generation rasch nach, während Drosophila melanogaster sich ungehindert vermehrt (Abb. 1).

In der Nachkommenschaft des Grases Poa pratentis (Wiesenlieschgras) finden sich hoch- und niederwüchsige Typen, dazwischen auch alle Übergänge. Wenn die hohen und niedrigen Wuchsformen getrennt ausgesät werden, zeigen sie durchaus gleiche Lebenskraft. Kein Typ ist dem anderen gegenüber im Vorteil. Sät man aber

beide Typen auf einem Acker aus, so findet man nach einigen Jahren fast ausschließlich Gräser von hohem Wuchs.

Genau die gleichen Beobachtungen, die wir in der Tier- und Pflanzenzüchtung machen können, machen wir auch beim Studium der menschlichen Rassengeschichte. Denken wir nur an das Schicksal der Indianer. In diesem Falle hat sich der Eindringling als der Lebenskräftigere gezeigt. Welches Verfahren jeweils angewandt wurde, um andere Rassen zurückzudrängen oder gar auszumerzen, und ob wir es vom sittlichen Gesichtspunkt aus gut heißen oder nicht, berührt unsere Fragestellung nicht. Es war ein Kampf ums Dasein, bei dem nicht nach der Ethik der Kampfesweise gefragt wird. Umgekehrte Fälle, in denen der Eindringling abgewehrt und vom Wirtsvolk aufgesogen wurde, sind in der Geschichte der europäischen Menschenrassen genügend aufgezeichnet. Auf der einen Seite sei an die erfolgreiche Abwehr der nach Westen drängenden mongoloiden und vorderasiatischen Völker erinnert, auf der anderen Seite an das Schicksal, das nordische Rassenteile beim Durchdringen südlicher Völker erlitten haben. Entsprechende Erscheinungen liefert uns in reichem Maße das Tier- und Pflanzenreich, wodurch wir erkennen, daß derartige Wanderungen und Durchdringungen fremder Gebiete keineswegs nur menschliche Eigentümlichkeiten sind. Die Wollhandkrabbe (China) ist in wenigen Jahrzehnten zu einer Plage unserer großen Flüsse und Kanäle geworden. Die Dreiecksmuschel Dreissenssia (Weißes Meer) hat in europäischen Gewässern günstigste Lebens- und Vermehrungsmöglichkeiten gefunden. Die Wanderratte hat die Hausratte so gut wie verdrängt. Bei der Haus- oder Rauchschwalbe ist der Vorgang der Verdrängung durch den Mauersegler in vollem Gange. Die Wasserpest, Elodea canadensis, läßt dort, wo sie sich ansiedelt, keine einheimischen Pflanzen aufkommen, während die Sojabohne sich trotz größter Pflege nur schwer in unseren Gebieten ansiedeln läßt.

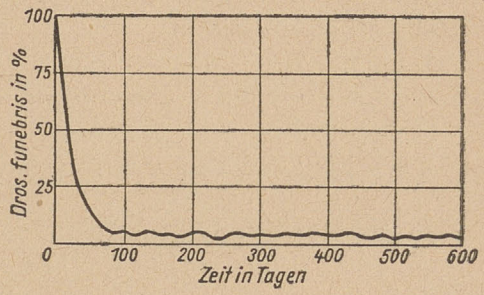


Abb. 1. Kampf ums Dasein zwischen Drosophila funebris und Drosophila melanogaster in quantitativ stabilen Populationen. Einer Drosophila-funebris-Population wurden einige Pärchen von Drosophila melanogaster hinzugesetzt

(Nach L'Héritier und Teissier 1937)

Aus diesen Beispielen machen wir folgende Feststellungen:

1. Die Umweltbedingungen stellen für die Rassen, die unter ihrer Auslese entstanden sind, nur eine verhältnismäßig günstige Lebensmöglichkeit (Optimum) dar. Daraus folgt:

   a) Es gibt andere Lebensräume, in denen Rassen bei ihrer derzeitigen erblichen Verfassung günstigere Lebensbedingungen finden können.

b) Der durch die Umwelt für einen bestimmten Lebensraum ausgelesene Typus muß nicht immer der bestgeeignete sein. Er ist zwar lebenskräftig, stellt aber keineswegs immer die einziggeeignete Form dar.

2. Die Umweltbedingungen sind für die Rassen, die unter ihrer Auslese entstanden sind, die bestmöglichen (Maximum). Daraus folgt:

a) Es gibt keinen anderen Lebensraum, in dem sich der Organismus ähnlich wie in seinem Ursprungsgebiet entfalten und entwickeln kann.

b) Gegenüber zur Zeit vorhandenen Rassen ist der durch die Umweltbedingungen des Ursprungsgebietes ausgelesene Erbtypus der lebenskräftigste.

Daraus ergibt sich eine wesentliche Schlußfolgerung: *Die Entwicklung und Erhaltung einer Rasse ist stets an einen bestimmten Lebensraum gebunden.*

Bislang hatten wir unsere Betrachtungen lediglich auf die Beziehungen menschlicher Rassen gerichtet, also auf Gemeinschaften, die sich sowohl in körperlichen wie in geistig-seelischen Merkmalen wesentlich unterscheiden. Doch zeigt auch das Leben eines Volkes, also einer Rassengemeinschaft und eines Rassengemisches infolge der erblichen Verschiedenheit der Einzelwesen gewisse Vorgänge, die eine Auslese bestimmter Genotypen zum Ziele hatten oder wenigstens haben sollten. Die Voraussetzung einer individuellen erblichen Verschiedenheit ist in einem Volke stets gegeben.

Die Zeit der Stände und Zünfte bedeutete — wenn auch vielleicht unbewußt — eine bevorzugte Erhaltung und Förderung, sowie vermehrte günstige Verbindungsmöglichkeiten derjenigen Erbanlagen, deren Besitz für die Ausübung eines bestimmten Berufes oder für die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stande Vorbedingung war. Ein Handwerker heiratete wieder eine Handwerkerstochter oder ein Kaufmann möglichst eine Kaufmannstochter. So paarten sich also Menschen, die wahrscheinlich von ihren Eltern eine Reihe gleicher oder sich ergänzender beruflicher Fähigkeiten ererbt hatten. Auf diese Weise wurde eine Anhäufung in ihrer Wirkung gleicher und sich gegenseitig ergänzender Erbanlagen in den Mitgliedern der Stände und Zünfte gewährleistet.

Oder denken wir an die Frühgeschichte des Adels. Die Zugehörigkeit zum Adel setzte in früheren Zeiten den Besitz hohen Edelmutes und ausgesprochener Tapferkeit, ausgeprägter Tüchtigkeit und weisen Denkens voraus. Die Erhaltung dieser Grundlagen wurde dadurch gesichert, daß Adelsangehörige stets nur untereinander heirateten. Dadurch kam es einerseits, insbesondere im deutschen Adel, zu einer gewissen Einschränkung der erblichen Verschiedenartigkeit, indem viele unerwünschte Erbanlagen, die im übrigen Volke vertreten sind, keinen Eingang in die Erbmasse gefunden haben, und viele Erbfaktoren infolge der begrenzten Paarungsfreiheit bald für immer ausgemerzt wurden. Die Folge ist eine gewisse Einseitigkeit, wie sie so stark wohl niemals gewollt wurde.

Andererseits wurde dem Adel aber auch gerade die Paarung erblich weitgehend ähnlicher Menschen infolge Fehlens einer zielbewußten Lenkung und Ausschaltung dadurch zum Verhängnis, daß auch geistig wie körperlich minderwertige Erbtypen in späteren Jahrhunderten sich ungehindert fortpflanzen konnten, ja sogar eine besondere Pflege erhielten. Die Auslesevorgänge auf die obengenannten Persönlichkeitswerte haben jedoch auch zur Folge, daß der Adel alter Prägung über Erbanlagen verfügt, die zusammen mit Erbanlagen anderer Volksgruppen sich außerordentlich günstig für das Volk auswirken können.

Die Frage, ob und inwieweit überhaupt solche Differenzierungsvorgänge, in denen bevorzugt erwünschte Erbanlagen die Entwicklungsrichtung bestimmen, in einem Volke zu pflegen sind, steht im Rahmen unserer Aufgabenstellung außer jeder Erörterung. Sicherlich aber muß jener Auslesevorgang verhindert werden, der infolge der Industrialisierung Deutschlands zum Ende des 19. Jahrhunderts und Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Auswanderung und Verstädterung bedingt wurde. Es ist eine Tatsache, daß sowohl das Ausland wie die Stadt Anziehungspunkte geistig und körperlich höherstehender Angehöriger der Landbevölkerung darstellen. Die Geschichte hat uns gelehrt, daß im Ausland die Angehörigen unseres Volkes sich zwar für eine geraume Zeit absondern, bald aber im allgemeinen Vermischungsvorgange mit dem Wirtsvolk oder anderen einwandernden Teilen fremder Völker für das eigene Volk verlorengehen und damit für die Entwicklung des Stammvolkes ausfallen. Die Städte innerhalb der Reichsgrenzen stellten geradezu Fallen dar, in denen die besten Teile der Landbevölkerung gefangen und an einer genügenden Fortpflanzung gehindert werden, denn die Beschränkung der Kinderzahl der Stadtbevölkerung ist auch heute noch bedeutend. Das ist um so gefährlicher, als die Einschränkung der Kinderzahl vorwiegend in geistig und körperlich hochstehenden Familien sei es aus Bequemlichkeit, sei es auch aus wirtschaftlichen Gründen zu finden ist, während die geistig wie körperlich Minderwertigen, oft frei von jeglichem Verantwortungsbewußtsein, zumeist große, dafür aber minderwertige Nachkommenschaften erzeugen. Das bedeutet aber, abgesehen von der geldlichen Belastung des Staates, nichts anderes als eine, wenn auch allmähliche, so doch sichere Ausmerzung jener Erbanlagen, die für die Erhaltung und Höherentwicklung eines Volkes von unbedingter Notwendigkeit sind. Man glaubte lange Zeit, daß dieser Auslesevorgang die Mannigfaltigkeit des Ausgangsmaterials nicht ändere, zumal man in der Landbevölkerung eine unversiegbare Quelle sah, aus der immer wieder genügend Führungsbegabte hervorgingen.

Diese Anschauung ist aber unbedingt falsch. Denn 1. tritt zwangsläufig durch die Abwanderung hervorragender Menschen eine Einschränkung der individuellen erblichen Verschiedenheit der Landbevölkerung ein, und zwar in einer durchaus unerwünschten, ungünstigen Richtung; 2. geht auch bereits die Landbevölkerung, wenigstens in einigen Gebieten, zur Beschränkung der Kinderzahl über, wodurch die Einschränkung der individuellen erblichen Variabilität weiter verschärft wird.

Die Stadt wird nicht aufhören, ihre Anziehung auf die Landbevölkerung auszuüben. Wenn aber nur während einiger Geschlechterfolgen gerade die erwünschten

Teile des Volkes von der Ausmerze betroffen werden, dann wird das Volk als Ganzes im Durchschnitt rasch minderwertiger, es wird seine innere dynamische Kraft einbüßen. Nur Name und Sprache, alte Kulturdenkmäler und eine heldische Geschichte werden von seinem einstigen Glanz ebenso Zeugnis ablegen, wie sie Beweis für seinen Niedergang sein werden. Dies zu verhüten, ist die Grundlage des Denkens und Handelns einer Regierung, welche die Erhaltung und Förderung ihres Volkes als oberstes Gesetz anerkennt.

Für unsere Fragestellung aber erkennen wir, daß die innere und äußere Form einer Lebensgemeinschaft eine außerordentlich hohe Bedeutung für die Aufspaltung einer Rasse und darüber hinaus eines Volkes hat.

Neben Einflüssen des Standorts und der Lebensgemeinschaft haben wir solche zu berücksichtigen, die zunächst eine Gruppe von Einzelwesen oder mehrere Populationsteile absondern und dadurch erst den Anstoß zur Rassenentwicklung geben. Das einfachste Beispiel liefert die geographische Isolation.

Die Gattung Limia, eine Gruppe von lebendgebärenden Zahnkarpfen des Süßwassers, war im Miozän, als die westindischen Inseln noch eine Landbrücke zu dem südamerikanischen Kontinent bildeten, über die ganze Landbrücke verteilt. Im Pliozän kam es dann zur Bildung der Inseln und damit von selbst zur Trennung und Absonderung verschiedener Limiagruppen. Berücksichtigt man, daß die getrennten Limiagruppen sich bereits vor der Trennung im Durchschnitt in ihrer erblichen Verschiedenartigkeit unterschieden, so kann man erkennen, wie nunmehr nach einer strengen Isolation die Differenzierung in den getrennten Gruppen nach eigenen Gesetzmäßigkeiten vor sich geht, und zwar bestimmen diejenigen Erbanlagen im wesentlichen die Entwicklung, die zahlenmäßig überlegen sind, wenn keine Auslesevorgänge der Umwelt auftreten würden. Andernfalls wäre die Entwicklungsrichtung durch auslesefördernde Erbanlagen gekennzeichnet.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Gemse Rupicapra rupicapra, die noch heute als eine Art aufgefaßt wird, sich aber bereits infolge einer räumlichen Absonderung einzelner Gruppen in fortschreitender Differenzierung befindet (Abb. 2).

Außer dieser geographischen Trennung kennen wir auch Isolationsursachen rein physiologischer oder auch psychologischer Herkunft. Innerhalb der Löwenmäulchengruppe können frühblühende Formen auftreten, die ihre Blütezeit beendet haben, wenn die Mehrzahl der gleichen Gruppe mit der Blüte gerade beginnt. Diese Typen müssen sich von selbst stets wieder mit frühblühenden Formen paaren, wenn ihre Fortpflanzung gewährleistet sein soll. Auf diese Weise würde sich jedenfalls eine Gruppe absondern, der auf Grund ihrer individuellen erblichen Variabilität besondere Möglichkeiten zur weiteren Entwicklung bis zur Differenzierung einer neuen Rasse gegeben sind.

Von psychischen Faktoren ist vor allem das Erlöschen der geschlechtlichen Anziehung bemerkenswert. Wenn man z. B. einem Männchen des Schwertträgers Xiphophorus helleri, einem kleinen hübschen Aquarienfisch, drei bis vier Weibchen derselben Rasse beigibt, die alle einander ähnlich und voll fruchtbar sind, kann man

die Beobachtung machen, daß nur ein Weibchen bevorzugt, ein zweites weniger, die übrigen zwei überhaupt nicht befruchtet werden. Es gelangen also unter gleichen Umweltverhältnissen nur solche Weibchen, die auf das gepaarte Männchen in bestimmter Weise geschlechtlich abgestimmt sind, zur Vermehrung und damit auch bestimmte Anlagenverbindungen (Individualgeruch?). Solche Besonderheiten vermögen ebenso wie die vorhergenannten die Veranlassung zur verschiedenartigen Entwicklung einer Gruppe von Einzelwesen abzugeben.

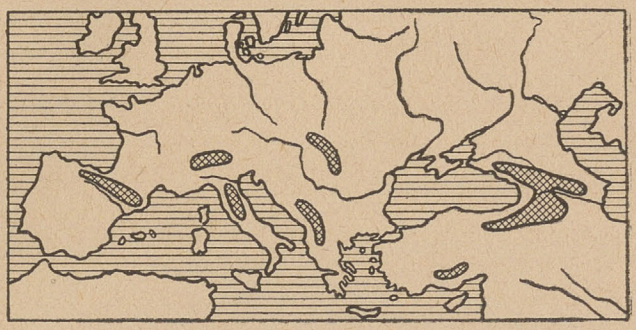


Abb. 2. Beispiel eines geographisch zerrissenen Artareals. Verbreitung der Gemse Rupicapra rupicapra L.
(Nach Geptner 1936)

Wenn wir allerdings in der freien Natur beim Vergleich zweier Rassen oder Arten, die den gleichen Raum bewohnen, ohne sich zu kreuzen, damit also feststellen, daß die geschlechtliche Anziehung zwischen ihnen vollkommen erloschen ist, so handelt es sich in solchen Fällen meist nicht um eine erste Ursache, sondern um eine nachträgliche Erscheinung. Bei solchen Formen liegt nämlich vor der gemeinsamen Besiedelung desselben Lebensraumes eine lange Isolationsperiode, während der, dank einer entsprechend stattgehabten Auslese, die geschlechtliche Anziehung vollkommen erloschen ist, so daß die Arten ohne Gefahr einer Vermischung ihre Verbreitungsgebiete wieder ineinanderschieben konnten.

In der Natur ist es nun meist nicht so, daß in einem Falle nur die Auslese, im anderen nur die Isolation den Rassendifferenzierungsvorgang lenkt. Meist wirken beide Faktoren nebeneinander, oft löst der eine die Wirkung des anderen erst aus. Immer aber ist eine lange Zeit notwendig, ehe die Differenzierung so weit vorgeschritten ist, daß man von einer neuen Rasse sprechen kann. Auch die in der Natur vorhandenen Rassen und Arten befinden sich auf verschiedenen Entwicklungsstufen, so daß es stets schwierig sein wird, den Rassebegriff oder gar den Artbegriff genau zu bestimmen. Es ist nicht möglich, allgemein eine Entscheidung darüber herbeizuführen, ob eine Organismengruppe eine Rasse oder eine Art darstellt. Daraus geht hervor, daß zwischen den Rassen und Arten einer Pflanzen- oder Tiergattung die Verwandtschaftsbeziehungen verschieden locker oder eng sein können. Handelt es sich um sehr nahe verwandte Rassen, dann verfügen diese über weitgehend gleiches Erbgut, so daß im allgemeinen eine Rassenmischung eine normal lebensfähige Nachkommenschaft gewährleistet. Ist aber das Erbgut sehr verschieden, haben wir es also mit beginnenden oder bereits differenzierten Arten zu tun, so hat eine Kreuzung meist

Störungen selbst in der Hand des Züchters zur Folge. Bis zu diesen beiden Möglichkeiten gibt es alle Übergänge von Störungen, die wir im zweiten Abschnitt im nächsten Heft eingehender kennenlernen wollen.

Zur Rekonstruktion des Neandertalers

Von H. Friese

Mit 2 Tafeln

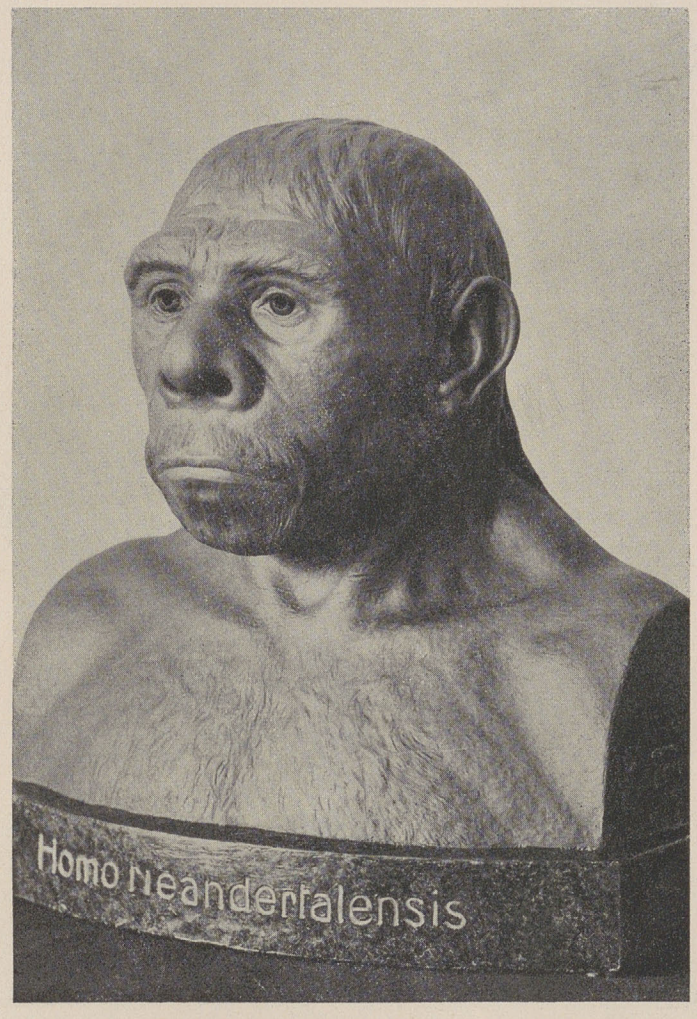
Die Frage, ob der Versuch, das Bild der äußeren Formen eines eiszeitlichen Urmenschen, z. B. eines homo primigenius — eines Neandertalers — nach den gefundenen vorgeschichtlichen Knochenteilen des Schädels, wiederzugeben, wissenschaftlich vertretbar ist, kann nicht ohne weiteres verworfen werden, wenn man bei einem solchen Versuch das, was als gesichert, und das, was als fraglich gelten kann, bewußt und gewissenhaft berücksichtigt.

Der mit der Aufgabe vertraute Wissenschaftler ist wohl in der Lage, sich ein Bild von dem etwaigen Aussehen des lebenden Neandertalers zu machen; der Laie tappt völlig im Dunkeln und wird es daher begrüßen, für seine übertriebenen Vorstellungen eine gewisse Führung zu erhalten, und ein annäherndes Bild, soweit dies nach den gegenwärtigen Forschungsergebnissen möglich ist, wird ihm von Wert sein.

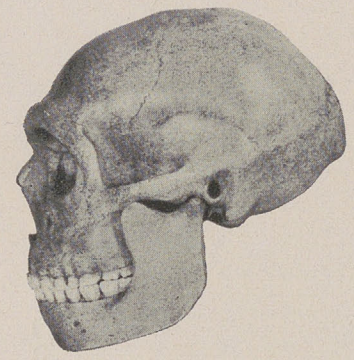
Der Bildhauer, der sich diese Aufgabe stellt, muß sich von den gewohnten Formen des heutigen Menschen auch niederer Rasse freimachen und zunächst die Unterschiede, die nicht allgemein-urtümlich sind, durch kritischen Vergleich mit den vorgeschichtlichen Schädelknochen festlegen; denn der Schädel selbst ist sozusagen die Grund- oder Kernform, auf die er die äußeren Weichteilformen auftragen kann. Hierbei geht einwandfrei hervor, daß diese äußeren Weichteilformen beim Neandertaler wesentlich anders gewesen sein müssen als bei irgendeiner jetzt lebenden Rasse.

Vergleichen wir z. B. den Schädel des Neandertalers von La Chapelle aux Saints, den ich trotz seiner greisenhaften Merkmale, weil er der besterhaltene ist, der beim Vergleich deutlich die Übereinstimmung mit zahlreichen anderen Funden der gleichen Menschenrasse zeigt, als Vorbild gewählt habe, mit dem Schädel eines Jetztmenschen nordischer Rasse, dann fallen bei einer solchen vergleichend-anatomischen Gegenüberstellung u. a. folgende Unterschiede auf:

Beim Neandertaler ist beispielsweise die Form des Kopfes durch das flache Schädeldach, die niedere Stirn und die überaus starken Augenbrauenwülste sowie die Form der Jochbeine bestimmt. Durch die Stirnform ist auch die Richtung der Stirnfalten gegeben, die niedrig liegende Grenze des Stirnhaars ist wahrscheinlich, ebenso, daß das Haar nicht kraus, sondern schlicht war. Die großen und tiefen Augenhöhlen lassen auf tiefliegende Augen schließen, wobei natürlich das Weiß weniger sichtbar ist. Zweifellos


Homo neandertalensis

Tafel II



Neandertaler von La Chapelle aux Saints

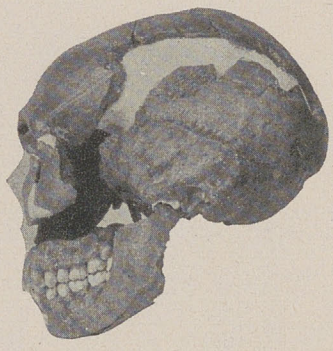
Zusammensetzung nach McGregor

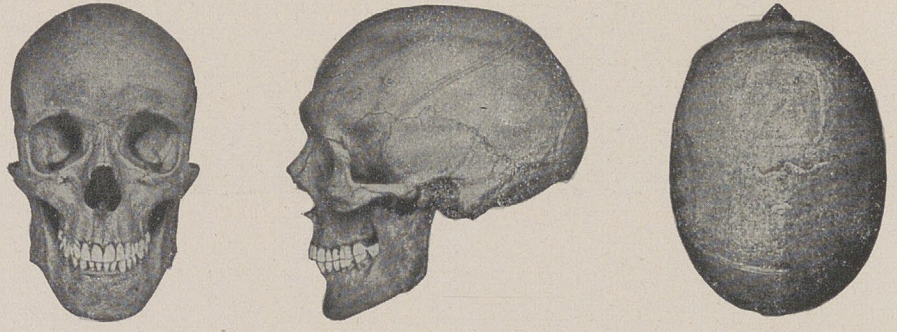
(Auf Schädeldach, an Nasenwurzel, Ober- und Unterkiefer und Jochbogen, sowie in der Bezahnung ergänzt)

Jugendlicher Neandertaler von Le Moustier

Zusammensetzung nach Weinert

(Die Ergänzung von Nase und Oberkiefer ist als Randlinie eingetragen)





Männlicher nordischer Schädel der Gegenwart

waren die Augen auch sehr beweglich und scharf. Diese Annahme dürfte berechtigt sein, da der Zitzenfortsatz am Hinterhauptbein (processus mastoideus) schwächer als beim jetzigen Menschen und somit die Kopfnicker (Kopfwender) weniger kräftig und daher auch die Beweglichkeit des ohnehin kurzen und gedrungenen Halses geringer war, was durch erhöhte Wendigkeit der Augen ausgeglichen sein mußte, um Beobachten und Sichern ausreichend zu gewährleisten.

Da zweifellos im Gesicht dieser Menschenart weniger geistige Regungen zu lesen waren als auch bei den urtümlichsten unter den heutigen Menschenrassen, müssen auch die mimischen Muskeln viel weniger ausgebildet und unterschieden gewesen sein. Daher wäre es unrichtig, die Weichteildicken, wie wir sie beim heutigen Menschen finden, auf dem sozusagen als Grundlage dienenden nachgebildeten Schädel des homo primigenius aufzutragen, sondern man muß den angeführten Umstand bei der Form der Gesichtsmuskulatur, den Falten und dem Gesichtsausdruck berücksichtigen, wobei selbstverständlich die Übereinstimmung mit der knöchernen Unterlage gewahrt bleibt, mit deren Einzelheiten man sich allerdings vertraut gemacht haben muß. Die stark vorragenden Stirnfortsätze der Oberkieferbeine und die Form der Nasenbeine, wie sie bei anderen Funden zu erkennen ist, beweisen, daß der Nasenrücken hoch gebaut war, und aus der Breite der Nasenöffnung (apertura piriformis) geht hervor, daß die Nase grob und massig gewirkt hat und die Nasenlöcher groß und mehr nach vorn gerichtet waren. Wegen des Fehlens einer Wangengrube (fossa canina) und der schnauzenartigen Bildung der Mundpartie kann auch die Nasenlippenfalte nur schwach gewesen sein, wie sie sich durch den Aufheber der Oberlippe und des Ringmuskels des Mundes darbot. Die Lippen können bei der Form und Breite der Kiefer nur dünn gewesen sein, da die Form ursprünglicher war. Das zurücktretende Kinn (Negativkinn) läßt ebenfalls den Schluß zu, daß die mimischen Muskeln, insbesondere die der Mund- und Wangenpartie, wesentlich schwächer entwickelt waren als beim heutigen Menschen. Das Ohr habe ich menschlich mit kaum ausgebildetem Läppchen dargestellt.

Die Haltung und Gestalt des Nackens zeigt jene Vorwärtsneigung, die auf Grund der Länge und Stellung der Dornfortsätze der Halswirbel gegeben ist. Das Kopfhaar sowie der Bart sind absichtlich kürzer und schwächer dargestellt, damit die Formen des Schädels und des Kinnes nicht verwischt werden.

Wenn ich als Material für die Plastik Gips wählte, dann versah ich dieselbe mit einer geringen Tönung, die nicht die natürliche Hautfarbe zeigen soll, sondern lediglich den Zweck hat, die Plastik herauszuheben und nicht eine angemalte Panoptikumsfigur entstehen zu lassen.

Sollte mein Versuch, ein Bild des vorzeitlichen Menschen zu formen, gelungen sein, so verdanke ich dies in erster Linie Herrn Prof. Mollison, München, der mir bei meinen Arbeiten stets mit Rat und Tat behilflich war.

Ich hoffe, mit dieser kurzen Schilderung auch dem Nichtfachmann einen Einblick in den Werdegang meiner Rekonstruktionen vermittelt zu haben.

Ein erbbiologisches Institut in Oslo

Von Klaus Hansen

Im Oktober 1942 hat das norwegische Unterrichtsdepartement in Oslo ein neues erbbiologisches Institut errichtet. Es wird von dem Dozenten der Erblichkeitslehre an der Osloer Universität, Thordar Quelprud, geleitet. Dozent Quelprud hat seine Ausbildung als Erb- und Rassenforscher erhalten und sich u. a. zu Studienzwecken am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie in Berlin-Dahlem (Professor Eugen Fischer und Professor Frh. von Verschuer) aufgehalten. Dort hat er eine Reihe umfassender Erbanalysen des menschlichen Ohres durchgeführt und auch sonst ausgedehnte Untersuchungen über menschliche Erblichkeit betrieben. Quelprud hat das Verfahren der planmäßigen Zwillingsforschung in Norwegen eingeführt und Ärzte wie Psychologen mit dem Verfahren vertraut gemacht. Zur Zeit hält er Vorlesungen über menschliche Erblichkeitslehre und Gesundheitspflege sowie eine Vorlesungsreihe über die Menschenrassen. Dozent Quelprud ist u. a. Mitglied des norwegischen Sachverständigenrats (Berufungsstelle) für Fragen der Unfruchtbarmachung.

Das neue Institut hat in bescheidenem Rahmen begonnen und zielt zunächst darauf ab, ein allgemeines Verständnis für menschliche Erblichkeitslehre und Rassenforschung zu erwecken. Im Augenblick wird darum vor allem Wert auf die Schaffung geeigneter Unterrichtstafeln gelegt, die der Zeichner des Instituts, Maler Leif S. J. Nilssen, ausführt.

Die geplante Tätigkeit des Instituts, die erst unter normalen Verhältnissen auf breiterer Grundlage aufgenommen werden kann, wird sich etwa folgendermaßen gestalten:

Erbuntersuchungen normaler körperlicher und seelischer Eigenschaften an Zwillingen, Familien und als massenstatistische Untersuchungen.

Mittels ähnlicher Verfahren sollen auch Erbkrankheiten untersucht werden. Das muß natürlich in Zusammenarbeit mit dem norwegischen Gesundheitswesen, den Krankenhäusern und anderen Einrichtungen geschehen, bis sich schließlich eine Bestandaufnahme des Erbgutes, die das ganze Land umfaßt, ergibt. Das wird wiederum für die Maßnahmen, die zum Schutz der Rasse durchgeführt werden, von Bedeutung sein.

Vor allem werden noch rassenkundliche Arbeiten als Reihenuntersuchungen von Schulkindern, Rekruten und ganzen Bevölkerungsgruppen, sowie Sippenuntersuchungen durchgeführt werden, die eine Erfassung des ganzen Volkes bezwecken. Das Institut wird rassenkundliche Abstammungsuntersuchungen (Vaterschaftssachen) u. ä. durchführen, wie es bisher in Norwegen verhältnismäßig selten der Fall gewesen ist. Auch wird es in Fragen der Rassenpflege beraten können, wird sich beispielsweise mit ziemlicher Sicherheit über das Auftreten eines Erbleidens äußern können und auch sonst dazu beitragen, über erb- und rassenkundliche Fragen aufklärend zu wirken.

Das erbbiologische Institut wird mit verschiedenen Fachleuten zwecks Zusammenarbeit und Mitarbeit in Verbindung treten. So wird nun auch eine norwegische Sammelstelle für menschliche Erb- und Rassenforschung entstehen.

Neue Bücher

Germanenkunde

Von Richard v. Hoff

Daß während des Krieges die wissenschaftliche Arbeit auch auf dem Gebiet der Germanenkunde nicht ruht, zeigen die zahlreichen Veröffentlichungen, die seit dem letzten Bericht wieder vorliegen. Wir beginnen mit der unserer Jugend gewidmeten „Deutschen Vorzeit" von Hans Hahne[1]), worin der inzwischen verstorbene Verfasser eine großzügige, vor allem auch die rassenseelischen Werte berücksichtigende Übersicht von der Urzeit bis zu den Anfängen der Geschichte gibt und durch sorgfältig ausgewählte Bilder erläutert. Für Wert und Beliebtheit des Heftes zeugt, daß es bereits in 7. Auflage erscheint. — „Über den Stand der Metallforschung (Kupfer und Bronze) im Dienst der Vorgeschichtswissenschaft" berichtet Wilhelm Witter[2]) und legt dabei dar, daß die Bronzegeräte der mitteleuropäischen Vorzeit nicht aus dem Süden eingeführt, sondern aus einheimischen Erzen hergestellt sind, wie die chemische Untersuchung über jeden Zweifel hinaus festzustellen in der Lage ist, und daß die älteste Metallgewinnung in Mitteldeutschland bis etwa 2500 v. Ztr. zurückreicht. — Das Hügelgräberfeld Kalbeck, Kr. Kleve, das Rudolf Stampfuß[3]) ausführlich beschreibt, indem er zunächst die Bestattungssitten und sodann den Fundstoff und seine Zeitstellung sowie seinen Verbleib in westdeutschen und holländischen Museen behandelt, ist für die Germanenkunde wichtig, weil es mit seinen Rauhtöpfen des Harpstedter Stils den Nachweis des Vordringens der Germanen über den Niederrhein um 800 v. Ztr. bringt. Der Fundbericht, dessen besonders kennzeichnende Stücke auf 42 Tafeln gegeben werden, umfaßt 158 Hügelgräber. — Beziehungen zur germanischen Vorgeschichte zeigen auch „Die frühen Flachgräberfelder Ostpreußens" von Hans Urbanek.[4]) Der im Juni 1940 an der Somme gefallene Verfasser kommt auf Grund seiner umfassenden Untersuchungen zu dem Schluß, daß diese Flachgräber weder den Slawen noch auch den Trägern der illyrischen Lausitzer Kultur, sondern vielmehr einer baltischen Bevölkerung angehörten, die in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Ztr. von vordringenden Frühgermanen aus dem Weichselgebiet in den ostpreußischen Raum abgedrängt wurde. Auch hier geben Bildtafeln und Lagenpläne erwünschte Erläuterungen zu den Fundverhältnissen der 62 untersuchten Gräberfelder. — Die Eisentechnik der Hallstattzeit von Adolf Rieht[5]) ist, wie bereits eine frühere Arbeit des Verfassers über die Töpferscheibe, der Erforschung des vorgeschichtlichen Handwerks gewidmet. Zunächst ergibt sich, daß die eisernen Werkstücke dieser Zeit nach bronzenen Vorbildern gearbeitet sind. Auf eine Übersicht über die wichtigsten Funde mit zahlreichen Bildbeigaben folgen eine Betrachtung der Schmelzöfen, der Schmiedewerkzeuge und der verschiedenen Arten der Schmiedetechnik sowie chemische Untersuchungen von hallstattzeitlichen Eisengegenständen, die Dipl.-Ing. J. W. Gilles vorgenommen hat. Da die Schmiedetechnik auf kleinasiatisch-griechischem

1) Deutsche Vorzeit; Rassen, Völker und Kulturen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing 1941. 48 S., 49 Abb. u. Skizzen. Kart. 1,50 *RM*.

2) Nova Acta Leopoldina, N. F., 12. Bd., hrsg. v. d. Deutschen Akademie der Naturforscher. Halle (Saale), Friedrichstr. 50a. Kart. 2 *RM*.

3) Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte Bd. 5. Leipzig, Joh. Ambr. Barth 1943. 146 S. 485 Abb. Kart. 19,20 *RM*.

4) Schriften der Albertus-Universität. Bd. 33. Königsberg (Pr), Osteuropa-Verlag 1941. 226 S. 31 Taf. Kart. 11,50 *RM*.

5) Mannus-Bücherei Bd. 70 Leipzig, Joh. Ambr. Barth 1942. 178 S. 97 Abb. 1 Fundkarte. Kart. 24 *RM*.

Boden mehrere Jahrhunderte älter ist als im Raume der Hallstattkultur, worüber eine vergleichende Zeittafel Auskunft gibt, ist eine Übernahme aus dem Balkan anzunehmen. — Im 31. Bericht der römisch-germanischen Kommission 1941[6]) behandelt Hans Zeiß „Die germanischen Grabfunde des frühen Mittelalters zwischen mittlerer Seine und Loiremündung" und zeigt auf Grund einer sorgfältigen Untersuchung von 245 Fundorten, daß die Funddichte, entsprechend dem Häufigkeitsverhältnis der germanischen Siedlungsnamen dieses Gebiets, nach Süden zu immer mehr abnimmt. Als wichtigstes Merkmal germanischer Bestattung gilt die Ausstattung mit Waffen, vor allem Schwertern und Lanzen, so daß ihr Fehlen in Gräbern mit Trachtstücken, die man auf Franken zurückführen möchte, doch bereits eine weitgehende Aufgabe angestammter Eigenart vermuten läßt. Ein Verzeichnis der Schriften Peter Goeßlers, das Oscar Paret zusammengestellt hat, beschließt den mit prächtigen Tafeln ausgestatteten Band.

Im Bereich der Geschichte weisen wir auf das in 2. Auflage erschienene Werk von Christoph Obermüller, Die deutschen Stämme[7]) hin, das die „Stammesgeschichte als Namensgeschichte und Reichsgeschichte" darstellt und in fünf Gruppen die germanischen Frühstämme (Wandalen, Goten, Langobarden, Burgunder), die deutschen Altstämme (Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern), Teil- und Nebenstämme (Thüringer, Lothringer, Hessen, Friesen), die „Reichsstämme" (Pfälzer, Märker) und die Neustämme des Ostens (Mecklenburger, Pommern, Schlesier, Preußen) behandelt, wobei dem Verfasser gerade die wechselvollen Namensschicksale immer wieder Anlaß zu geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Ausblicken, vor allem auch mit Bezug auf die Reichsgeschichte, geben. — Die Deutsche Stammeskunde von Theodor Steche[8]) ist eine völlig neue Bearbeitung des gleichnamigen Bandes von Rudolf Much aus dem Jahre 1900 und berücksichtigt gewissenhaft die Fortschritte der Wissenschaft, besonders auch in der Vorgeschichtsforschung. Sie umfaßt auch die auf deutschem Boden einst ansässigen nichtgermanischen Volksstämme und schließt die Merowingerzeit des 6. und 7. Jahrhunderts mit ein, die zum ersten Male zu einer Staatenbildung im deutschen Raum geführt hat. Das Bändchen bringt eine Fülle wertvoller Belehrung. — Einen „Abriß der germanischen Geschichte vom Kimberzug bis zu Karl dem Großen und der Wikingerzeit" legen Friedrich Cornelius und Walther Eckhardt[9]) vor. Er enthält in knapper Zusammenfassung eine so vortreffliche Übersicht über die altgermanische Geschichte unter ständiger Heranziehung der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, daß er nicht nur als allgemeine Einführung in die deutsche Frühgeschichte, sondern auch als Wiederholungsbuch in Schulen ausgezeichnete Dienste leisten kann. — In zweiter Auflage erscheint die seit Jahrzehnten vergriffene Geschichte der Wandalen von Ludwig Schmidt[10]), die diesem Germanenstamm eine ausführlichere Behandlung zuteil werden läßt, als die „Geschichte der deutschen Stämme" desselben Verfassers es vermochte. Sie zeichnet sich wie das große Hauptwerk durch wohl vollständige Heranziehung und Auswertung aller nur erreichbaren Quellen aus und ist damit, wie schon bisher, ein Standwerk der Germanenforschung. Auch die Erkenntnisse der Vorgeschichte und der Rassenkunde werden herangezogen, wenn sie auch gegenüber der Darstellung der geschichtlichen Vorgänge zurücktreten. Mit erfreulicher Entschiedenheit rückt Schmidt auch hier den gegnerischen Greuelmärchen auf den Leib, denen man hier und da vielleicht mit noch größerem Mißtrauen entgegentreten könnte. — Wir schließen hier „Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt" von Gerhard Julius Wais[11]) an. Das Werk untersucht zunächst den Stamm der Alamannen nach Herkunft

6) Berlin, Reichsverlagsamt 1942. 197 S. 36 Abb. 10 Taf. 1 K. Kart. 6 *RM*.

7) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing 1941. 655 S. 20 Kartenskizzen. Geb. 21 *RM*.

8) Berlin, W. de Gruyter & Co., Sammlung Göschen Bd. 126. 173 S. 14 K. Geb. 1,62 *RM*.

9) Leipzig, W. Kohlhammer 1943. 2. Aufl. (Schaeffers Abriß aus Kultur und Geschichte, 2. Heft). 88 S. Kart. 1,80 *RM*.

10) München, C. H. Beck 1942. 204 S. 3 K. 1 Stammtafel. Geh. 10 *RM*.

11) Berlin-Dahlem, Ahnenerbe-Stiftung Verlag 1941. 2. Aufl. 255 S. Geb. 5,50 *RM*.

und Aufbau sowie die Landnahme und die Besonderheiten des besiedelten Raumes; sodann die Verhältnisse, die die Alamannen in dem von den Römern besetzten Gebiet vorfanden, und schließlich den Zusammenprall und allmählichen Ausgleich der Kräftegruppen. Zur Ergänzung der fesselnden und anschaulichen Darlegungen wäre wenigstens eine Übersichtskarte erwünscht gewesen, da der vorgesehene zweite Band mit Karten und Abbildungen erst nach dem Kriege erscheinen kann. — Als Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde bezeichnet Friedrich Maurer sein Buch „Nordgermanen und Alemannen“[12]), worin er mit überzeugenden Gründen die herkömmliche Gliederung der Germanen in Nord-, Ost- und Westgermanen bekämpft und unter Bezugnahme auf die, wenn auch nicht eindeutige, Überlieferung des Plinius und Tacitus und auf Grund einer Fülle sprachlicher sowie vor- und frühgeschichtlicher Tatsachen auf eine ehemalige Teilung in möglicherweise vier Gruppen (Irminonen, (H)illevionen(?), Ingväonen, Istväonen) zurückgeht, die im späteren Verlauf nach wechselvollen Schicksalen als Alemannen, Bayern, Langobarden — Nordgermanen — Friesen, Angeln, Sachsen, (Alt)sachsen — Franken, Hessen erscheinen. Die Bildung der deutschen Einheit ist mithin jüngere, durch die Politik der Merowinger und Karolinger eingeleitete Entwicklung und keine Fortsetzung einer ursprünglichen westgermanischen Zusammengehörigkeit. — Nach einer kurzen Einführung in die friesische Frühgeschichte betrachtet Heinrich Mollwo, „Die Friesen und das Reich“[13]) die staatliche Leistung des ostfriesischen Grafen Edzards des Großen im Hinblick auf unsere Westgrenze, die durch eine unglückliche Politik führender Reichsfürsten auch im nordwestdeutschen Küstengebiet eine schwere Einbuße erlitt. — In seinem Bonner Kriegsvortrag über „Die Wikinger im Mittelmeer“ schildert Hans Naumann[14]) die Meeresverbundenheit der germanischen Völker seit vorgeschichtlichen Zeiten und hebt alsdann ihren Anteil an der Staatengründung im Mittelmeergebiet heraus. — Das Heft 91 derselben Reihe bringt einen Vortrag über „König, Volk und Gefolgschaft im nordischen Altertum“, von Bernhard Rehfeld[15]), worin der Verfasser, von den Berichten der Römer ausgehend, die besondere Entwicklung des Gefolgschaftswesens im germanischen Norden darlegt.

In die Zeit des ersten geschichtlichen Auftretens der Germanen führt uns eine Untersuchung zur Ursprungsfrage der Runen, „Kimbern und Runen“, von Franz Altheim und Erika Trautmann-Nehring[16]) zurück, wo weitere Beweisgründe für die Herleitung der Runen aus dem Ende des Kimbernzuges (102/101 v. Zr.) geboten werden. Es handelt sich neben der Elchrune vor allem um die Felsinschriften von Würmlach im oberen Gailtal (Kärnten), die eine willkommene Ergänzung zu denen der Val Camonica in Oberitalien sind, sowie um eine neue Erklärung der Losorakel und einiger Runen auf Lanzenspitzen. — Eine gute Einführung in die Gesamtfrage gibt die „Kleine Runenkunde“ von Edmund Weber.[17]) Die Reichhaltigkeit des Inhalts mögen einige Stichworte andeuten: das Wort Rune, die Gestalt der Runen, Ursprung und Alter der Runenschrift, die Runen als heilige Zeichen, als Gebrauchsschrift, Runenmeister, Runen und Hausmarken, kulturgeschichtliche Bedeutung der Runenschrift. Ein Verzeichnis des wichtigsten Schrifttums ist angefügt. — Für den Gebrauch im Unterricht hat Helmut Arntz dankenswerterweise ein 72×103 cm großes, farbiges Wandbild „Runenschrift und Sinnbilder“ nebst Beiheft[18]) herausgegeben, das in knapper Zusammenfassung Namen und Formen der Runen bespricht, einige wichtige

12) Straßburg, Hünenburg-Verlag 1942. 182 S. Kart. 6,50 *RM*.

13) Wolfshagen-Scharbeutz, Franz Westphal 1942. 78 S. 4 K. 1 Bild.

14) Heft 103; Bonn, Gebr. Scheur 1943. 20 S. Kart. 0,40 *RM*.

15) Ebd. 1942. Kart. 0,45 *RM*.

16) Berlin, Ahnenerbe-Stiftung 1942. 65 S. 29 Abb. 1 K. Kart. 3,50 *RM*.

17) Berlin, Nordland-Verlag 1941. 120 S. 44 Abb. Geb. 3,50 *RM*.

18) Nordhausen, Lehrmittelverl. Fr. Rausch 1941. 40 S. Aufgezogen 6 *RM*, auf Lw. 10 *RM*, Heft 1 *RM*.

Inschriften abbildet und erklärt und abschließend Hausmarken und Sinnbilder erläutert. — „Sinnbilder auf Grabsteinen von Schleswig bis Flandern" behandelt Freerk Haye Hamkens[19]) in einem Buche, das er wegen der Schwierigkeit der Aufgabe als Versuch einer Deutung bezeichnet. Herangezogen werden Lebensbaum, Schlange und Sanduhr, Vogel, Bienenkorb, Schmetterling, Kreuz (Hakenkreuz, Radkreuz usw.), Hand, Krone, Gestirne, wobei der Verfasser die Beziehungen zum Volksbrauch und Volksglauben in alter und neuer Zeit aufzeigt. — Einer Sonderbetrachtung unterzieht er „Die Sinnbilder im Schleswiger Dom"[20]), die auf den vor einigen Jahren freigelegten Wandmalereien des 13. Jahrhunderts zum Vorschein gekommen sind. Auch hier spürt Hamkens den Beziehungen zu älteren germanischen Glaubensvorstellungen nach, die zweifellos nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden können.

Der zehnte Band des Jahrbuchs für historische Volkskunde bringt als Ergänzung der im siebenten Bande erschienenen „Deutsche Heldensage" eine kritische Untersuchung über „Die nordische Heldensage" von Edmund Mudrak[21]), die sich „vor allem um die Frage der Herkunft und des Wesens der Stoffe" bemüht und damit unmittelbar in das Arbeitsgebiet der Volkskunde einmündet. Sie umfaßt neben der nur bedingt hierher gehörigen Überlieferung von Svipdagr und Menglǫd die Sagen von Helgi, Hagbard und Signe, Amleth, Ragnarr Lodbrók, die Skiǫldunge, Haraldr Hilditǫnn, die Gautensagen (Hredel und Beowulf), Offa sowie Angantýr und Hlǫðr. Die angeführten Belegstellen sind in deutscher und altnordischer Sprache wiedergegeben. — Dankbar zu begrüßen ist eine Gesamtausgabe der „Kleinen Schriften" von Andreas Heusler, die H. Neuschel[22]) besorgt hat. Die vorliegende 1. Lieferung umfaßt 13 zum Teil schwer erreichbare Aufsätze des Altmeisters der Germanenkunde aus den Jahren 1919 bis 1935, die Heldensage und Nibelungenlied behandeln und mit Gedanken über das finnische Kalewala schließen. Drei weitere Lieferungen (Island, Verskunst, Sonstiges) werden folgen. — Im 100. Heft der Bonner Kriegsvorträge beantwortet Hans Naumann die Frage, ob „Das Nibelungenlied eine staufische Elegie oder ein deutsches Nationalepos"[23]) ist, im ersteren Sinne, weil er in der Größe des Führers und seiner Zeit den Stoff für ein Heldengedicht schon bereit liegen sieht. — „Deutsche Märchen von Grimm" hat Albert Wesselski[24]) mit 40 Federzeichnungen von Fritz Kredel herausgegeben und in einem Erläuterungsband mit Einführung und Anmerkungen versehen. Die verdienstvolle Sammlung der Vorgänger Wilhelm Grimms, denen Wesselski des öfteren bis in ferne Jahrhunderte nachspürt, läßt bei aller Würdigung, die ihnen zuteil wird, den Fortschritt in der kindertümlichen Darstellung durch den Meister immer wieder erkennen. — „Das Germanische Märchenbuch" von Erich Wolf mit 100 Zeichnungen von Tamara Ramsay[25]) stellt eine Auswahl aus dem Märchenschatz der germanischen Völker dar, der in 12 Bänden als Sondergruppe der „Märchen der Weltliteratur" erschienen ist. Die 51 Märchen umspannen räumlich und zeitlich einen großen Bereich, wurzeln aber trotz der bunten Fülle des Stoffes und gelegentlich auch späterer Zutaten in den Tiefen der nordischen Rassenseele.

Als Indogermanisches Bekenntnis faßt Walter Wüst[26]) sechs Reden (Germanenkunde, Frage und Verpflichtung; Das Reich, Gedanke und Wirklichkeit bei den alten Ariern; Deutsche Frühzeit und arische Geistesgeschichte; Von indogermanischer Religiosität,

19) Brüssel, Deutscher Verlag: Die Osterlingen 1942. 133 S. 105 Abb. Kart. 6 *RM*.

20) Wolfshagen-Scharbeutz (Lüb. Bucht), Franz Westphal 1942. 112 S. 32 Abb. auf Taf. Kart. 3,50 *RM*.

21) Berlin, Herbert Stubenrauch 1943. 371 S. Lw. 12,50 *RM*.

22) Berlin, Walter de Gruyter 1942. 220 S. Brosch. 10 *RM*.

23) Bonn, Gebr. Scheur 1942. 31 S. Kart. 0,50 *RM*.

24) Brünn-München-Wien, Rudolf M. Rohrer 1942. 1. Bd. 300 S. 2. Bd. 123 S. Geb. 6,50 *RM* und 3,50 *RM*.

25) Jena, Eugen Diederichs 1942. 338 S. Geb. 4,50 *RM*.

26) Berlin, Ahnenerbe-Stiftung Verlag 1942. 155 S. Geb. 4,80 *RM*.

Sinn und Sendung; Indogermanisches Bekenntnis; Überlieferung als völkische Kraftquelle) zusammen, um „das Ewige sichtbar zu machen, das ... aus der gesamten Welt unserer völkischen Überlieferung unzerstörbar, unverlierbar zu uns spricht". Ein prächtiges Buch, das viele wertvolle Gedanken enthält! — Im Verein mit Kurt Schrötter schenkt uns derselbe Verfasser das Buch „Tod und Unsterblichkeit im Weltbild indogermanischer Denker" [27]), eine eindrucksvolle Auswahl dessen, was nordische Menschen aus gleichbleibender seelischer Grundhaltung heraus seit den ältesten Zeiten schriftlicher Überlieferung bis zur Gegenwart über die letzten Fragen des Lebens gedacht haben. Den Beschluß bildet eine weltanschauliche Zusammenschau des Dargebotenen. — Eine wertvolle Einzeluntersuchung über „Ahnenkult und Ahnenglauben im alten Rom" legt Franz Bömer[28]) vor, der mit sorgfältiger Auswertung auch der vorgeschichtlichen Quellen in die voretruskische Zeit vorzustoßen und unter Ablehnung der üblichen Vergleiche mit rassefremden Völkern den Anschluß an die indogermanische Ahnenehrung zu gewinnen sucht. — „Eine grundsätzliche Arbeit über Rasse und Gesittung, Bachofens Geisteserbe und die Keltenfrage" nennt Wolfgang Philipp seine umfängliche Abhandlung „Weibwertung oder Mutterrecht?".[29]) Das Werk zeichnet sich durch die Schlüssigkeit seiner rassenseelenkundlichen Beweisführung aus und legt am Beispiel der in westischem Volkstum aufgegangenen, ursprünglich indogermanischen Inselkelten überzeugend dar, daß die nordischem Empfinden fremden Erscheinungen und Zustände vieler Völker ihre Erklärung nicht in abgezogenen Rechtsbegriffen, sondern allein in der von der unseren abweichenden rassischen Artung finden können. Leider ist der Ausdruck „Weibwertung" keine glückliche Prägung, da er, was Ph. keineswegs beabsichtigt, im Sinne einer geringeren, statt nur anders gearteten Bewertung der idg. Frau ausgelegt werden könnte. Zur Frage der angeblichen Kaufehe der Indogermanen sei auf „Rasse" 1939, H. 7/8 (Der nordische Sippengedanke) verwiesen. Geht im übrigen nicht zuletzt auch die Rechtsordnung eines Volkes auf rassenseelische Urgründe zurück, sofern nicht Übernahme artfremden Rechts vorliegt?

Dankbar zu begrüßen sind die von umfassender Sachkenntnis zeugenden „Studien zum Problem des Schamanismus" von Åke Ohlmarks[30]), weil die Berührung der nordischen Völker Europas mit ihren östlichen Nachbarn schon in vor- und frühgeschichtlichen Zeiten nachweisbar zu Beeinflussungen durch deren mit Zauberhandlungen verbundenes Brauchtum geführt hat. Der Verfasser lehnt jedoch eine Ableitung des im altnordischen Schrifttum bezeugten seiðr von den Lappen ab, da diese nur die „hocharktische" Form des Schamanentums kennen, und denkt an Vertreter der „subarktischen" Form, mit denen die Germanen an den östlichen Gestaden der Ostsee zusammengetroffen sein könnten. — Derselbe Verfasser hat auch eine auf sorgfältiger Auswertung der Quellen beruhende Arbeit über „Heimdalls Horn und Odins Auge" [31]) veröffentlicht, in der er unter kritischer Stellungnahme zu den bisherigen Auffassungen Heimdall als einen alten Sonnengott zu erweisen sucht. Längere Ausführungen über Heimdalls Horn beschließen die wertvolle Untersuchung, zu der noch eine Fortsetzung in Aussicht steht. — Die sonst fesselnd geschriebene Abhandlung „Rauschtrank und Labetrank im Glauben und Kultus unserer Vorfahren" von Georg Sverdrup[32]) nimmt von den Gefahren, die aus der völkerkundlichen Volkstumsforschung drohen, nicht immer genügend Abstand und arbeitet mit Begriffen wie Ekstase, tabu und Dämon, die leicht zu einer Verkennung nordischen Brauchtums führen können. — Der sehr unterhaltsame „Deutsche Volksglaube des Spät-

27) Ebd. 1942. 3. Aufl. 302 S. Geb. 3,60 *RM*.

28) Leipzig, B. G. Teubner 1943. (Beiheft 1 zum Archiv für Religionswissenschaft.) 147 S. Geh. 9 *RM*.

29) Königsberg (Pr), Osteuropa-Verlag 1942. (Schriften der Albertus-Universität, Bd. 35.) 521 S. Kart. 9 *RM*.

30) Lund, C. W. K. Gleerup und Kopenhagen, Ejnar Munksgaard 1939. 395 S. 3 K. Geh. 12 *RM*.

31) Ebd. 1937. 399 S. 29 Abb. Geh. 12 *RM*.

32) Oslo, Jacob Dybwad 1941. (Abh. d. Norske Videnskaps Akademi.) 70 S. Geh. 4 *RM*.

mittelalters" von Will-Erich Peukert[33]) behandelt in bunter Folge Wölfe und Drachen, Riesen und Zwerge, die Frau Holle und die Percht, sowie Hauskobolde, Nixen, Wechselbälger und andere Gestalten volkstümlicher Überlieferung. Wo fremder, zum Teil morgenländischer Ursprung der Vorstellungen nachweisbar ist, hebt ihn der Verfasser hervor; doch wird es uns bei weiter fortschreitender Forschung vermutlich noch in weit größerem Umfange gelingen, aus rassefremdem Bereich stammende Anschauungen auszusondern. — Wesen und Herkunft eines bäuerlichen Brauches untersucht Gerhard Müller in seiner Schrift „Der Umritt, seine Stellung im deutschen Brauchtum"[34]), wobei er nach einer kurzen Übersicht über die bisherige Forschung Zielritt und Flurritt unterscheidet, die Träger dieses Brauchtums feststellt und die besondere Bedeutung des Pferdes in diesem Zusammenhange hervorhebt. Neben der umsichtigen Herausarbeitung der Grundzüge ist vor allem die Zurückhaltung anzuerkennen, die er sich bei der Deutung der Vorgänge auferlegt. — Eine Fülle weitverstreuten Stoffes bewältigt das Werk des vor Dünkirchen gefallenen SS-Mannes Rudolf Siemsen[35]), „Gerwanengut im Zunftgebrauch", das die vielseitigen Erscheinungsformen des deutschen Zunftbrauchtums in Wort und Bild vor uns ausbreitet und in ihnen Ausstrahlungen älteren germanischen Brauchtums erblickt. Auch wenn man dem Grundgedanken zustimmt, wird man in der Herleitung von Einzelheiten sehr vorsichtig sein müssen, da uns, von der Gefolgschaft abgesehen, „Männerbünde" im germanischen Altertum nicht bezeugt sind. — Die „Sagen, Sinnbilder, Sitten des Volkes" von Otto Huth[36]) sind eine Sammlung in den Jahren 1937—1939 erschienener Einzelaufsätze des Verfassers, die zunächst sechs Sagen, sodann an Sinnbildern die Reichsinsignien, die Sinnbilder des Hauses, das heilige Feuer und das Baum-Sinnbild und die wichtigsten Teile des Jahreslaufbrauchtums umfassen. Sie sind in leicht verständlicher Sprache geschrieben und werden durch die beigegebenen Bilder in ansprechender Form erläutert.

In keine der besprochenen Gruppen einzureihen war das als Geschenk besonders für Frauen und Mädchen zu empfehlende Buch „Die Germanin, Körper, Geist und Seele" von Margarete Schaper-Haeckel[37]), das uns nach dem Stand unserer heutigen Kenntnisse ein eindrucksvolles Bild der germanischen Frau zeichnet. Es „möchte zugleich ein Baustein sein zu dem sittlichen Wert, den wir anstreben und wieder erreichen müssen, zu einer neuen Ahnenbindung und Ahnenehrung".

33) Stuttgart, W. Spemann (1943). 222 S. 8 Taf. Geb. 4,80 *RM*.

34) Stuttgart, W. Kohlhammer 1941. (Arbeiten aus dem Institut für Deutsche Volkskunde, Universität Tübingen.) 83 S. Kart. 3,60 *RM*.

35) Berlin-Dahlem, Ahnenerbe-Stiftung Verlag 1942. 194 S. 13 Taf. Geb. 7,80 *RM*.

36) Berlin, Widukind-Verlag 1942. 137 S. 15 Taf. Geb. 3 *RM*.

37) Berlin, E. V. Engelhard 1943. 163 S. 16 Taf. Geb. 6,80 *RM*.

Rasse, Vererbung, Fortpflanzung

Von Michael Hesch

Die 10. und 11. Lieferung der „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit" von Egon, Frhrn. von Eickstedt[1]) schließt die Behandlung des Gesichtes als rassischen Form- und Ausdrucksfeldes ab und leitet den Abschnitt über „Integument, Wachstum und Geschlechter" ein, der dann in der 12. Lieferung[2]) fortgeführt wird. Beide Abschnitte behandeln sehr eingehend Entwicklung, rassische Sonderung und Prägung der Formbestandteile dieser Körpergebiete, beide sind reich und gut bebildert. Damit geben auch diese Lieferungen ein sehr anschauliches Bild des Wissens und der

1) Stuttgart, Ferd. Enke 1942. S. 1103 bis 1360. 18 *RM*.

2) Ebd. 1943. S. 1361—1512. 10 *RM*.

Annahmen der darin dargestellten Teilgebiete der rassenkundlichen Körperformlehre und bringen das Werk seiner Vollendung um einen guten Schritt näher. — Von der durch Egon von Eickstedt herausgegebenen Reihe „Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien" liegt Heft 6 und Heft 12 zur Besprechung vor. In Heft 6 bearbeitet Herbert Vogel „Rasseuntersuchungen im Kreise Hirschberg".[3] Ausgesprochen kurzer Kopf, hohes Gesicht, schmale Nase, helle Augen- und dunkle Haarfarben herrschen vor, ausgebogener Nasenrücken ist häufig, eingebogener selten, ebenso vortretende Backenknochen und enge Lidspalten. An der Rassenmischung ist demnach nordische und dinarische Rasse, dazu ostische etwa in gleichem Ausmaße wie dinarische beteiligt, ostbaltische Rasse tritt zurück. Geographische Unterschiede in der Verteilung von Merkmalen und Typen werden ebenso festgestellt wie soziale (zwischen Fabrikarbeitern und Bauern). Auch hier, wie in anderen Kreisen des Gebietes, liegen also Hinweise auf Berufssiebung innerhalb des Rassengemisches vor. — In Heft 12 der Reihe beschreibt Theda Hahn „Die rassische Zusammensetzung der Landbevölkerung des Kreises Ratibor".[4] An erster Stelle stehen nach dieser Untersuchung in der Rassenmischung Nordisch (+ Fälisch), dann Ostbaltisch, an dritter und vierter Stelle Ostisch und Dinarisch. Im Lößgebiet links der Oder ist der nordische Anteil größer als im Waldgebiet östlich der Oder. Umgekehrt verhält sich der Anteil der Ostbaltischen. Unterschiede in den absoluten Maßverhältnissen im Löß- und Waldgebiet werden mit dem unterschiedlichen Wohlstand in Verbindung gebracht. In einem Ort, wo neben Bauern Schneider in größerer Anzahl vertreten sind, haben letztere mehr ostische, erstere mehr nordisch-fälisch-dinarische Anteile. Auch diese Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur Rassenkunde und rassischen Siebungsauslese der Bevölkerung Ostoberschlesiens. — Mit künstlerischem Feingefühl und rassenkundlich sicherem Griff sind die Köpfe ausgewählt und wiedergegeben, mit denen Erna Lendvai-Dircksen eine lebendige Anschauung vermittelt von flämischer und norwegischer Art.[5][6] Beide Bildwerke stehen unter dem Oberbegriff „Das germanische Volksgesicht", sind Teile einer Reihe, die uns germanisches Wesen eindrucksmäßig aufzeigen und nahe bringen soll auch in Volkstümern, wo es von fremder Art geschichtlich umschlossen und verschüttet ist. Arbeiten dieser Art, wie sie Erna Lendvai-Dircksen schon zahlreich geschaffen hat, sind wertvollste Ergänzungen zur wissenschaftlichen Rassenforschung, die uns die lebendige Form eindringlich in ihrer rassischen Eigenart nahebringen. — Im 18. Jahrgang 1941/42 des „Bulletin der Schweizerischen Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie"[7] wird über eine Reihe von Vorträgen berichtet, die wesentlichen Fragen der Rassenforschung gelten. So ein Vortrag von Karl Mülly über „Biologische Maßstäbe", Arnold Heim über „Neuentdeckte Bergvölker in Neu-Guinea", Wilhelm Armein über eine „Rentierjägersiedlung im Lärchenbühl" (Kreis Luzern), Roland Bay, „Der Judenfriedhof aus dem 13. und 14. Jahrhundert auf dem Areal des Kollegiengebäudes der Universität Basel", Rudolf Schwarz, „Kleinwuchs (Wedda), Hypophyse und Kiefer", Carl Täuber, „Die vollständige Entzifferung der altkretischen und Osterinsel-Hieroglyphen" u. a. Drei größere Arbeiten handeln über „Skelette von Bonaduz aus dem Ausgang der La-Tène-Zeit" von Otto Schlaginhaufen", „Die Skelettfunde von Holderbank im Kanton Solothurn" von Lucia Graf und „Vom Charakter des höchsten Gottes der Azteken". Auch dieser Jahrgang, der von Otto Schlaginhaufen herausgegebenen Berichte ist durch seine Reichhaltigkeit ausgezeichnet. — Als Band 1 der „Bücher der Heimkehr", die im Auftrag des Reichsführers SS von SS-Obergruppenführer Werner Lorenz herausgegeben werden, ist „Der Treck der Volksdeutschen aus Wolhynien, Galizien und dem Narew-Gebiet"[8] mit Geleitwort von SS-

3) Breslau, Thiel & Hintermeier 1942. 21 S. 1,20 *RM*.

4) Breslau, Priebatsch 1941. 36 S. 1,80 *RM*.

5) Das Germanische Volksgesicht. Flandern. Bayreuth, Gauverlag 1942. 70 Aufnahmen o. P.

6) Das Germanische Volksgesicht. Norwegen. Ebd. 1942. 87 Aufnahmen o. P.

7) Bern, Bühler & Co. 1942. 69 S. 3 Fr.

8) Berlin, Volk und Reich Verlag 1941. 44 Bl. mit Abb. 4,80 *RM*.

Obergruppenführer Lorenz und einer Einführung von Wilfried Bade herausgekommen. Darin wird ein Überblick gegeben über die Entstehung der deutschen Siedlungen in den Rücksiedlungsgebieten und dann näher eingegangen auf die Zeit seit dem ersten Weltkrieg und die letzten Jahrzehnte unendlicher Bedrückungen durch Polen und Russen. Wie eine Erlösung wird die Mitteilung im Rundfunk am 24. November 1939 vernommen, daß der Führer die Bedrückten und Verfolgten auf Grund einer Vereinbarung mit der Sowjetischen Regierung heimholen will ins Reich. In wenigen Tagen ist die große Organisation des Reichsführers SS als Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums für die Rücksiedlung aufgebaut und am Werke, und in wenigen Monaten sind 130 000 im Reich und ihr Einsatz im deutschen Grenzland des Ostens ist im Gang. Von dem Geschehen, dem Einsatz, der hier in wenigen Wochen zustande gebracht wurde, künden eindringlicher als der Bericht die Bilder, die dieses geschichtliche Geschehen festgehalten haben. Das Buch hat seine Bedeutung als geschichtliche Urkunde. — Mit den Augen des Künstlers gesehen und geschildert hat dieses große Geschehen Otto Engelhardt-Kyffhauser als Zeichner und Verfasser in seinem „Buch vom großen Treck".[9]) Sein Bericht aus dem Tagebuch, dazu ein Erlebnisbericht von Alfred Karasek, „Der Wille zum Reich" und ein geschichtlicher Überblick von H. Kurtz, „Bewährt in der Ostaufgabe" umrahmen das Bildwerk, das uns in zahlreichen Charakterköpfen ein Bild vermittelt von der zähen Art dieser kampferprobten Menschen, die jetzt wieder einbezogen sind in den deutschen Volkskörper. — Von Prof. Heinrich Hoffmann herausgegeben und von A. R. Marsani gestaltet ist das Bildwerk „Deutscher Osten — Land der Zukunft"[10]), dem Reichsminister Goebbels das Geleitwort beigegeben hat. Ostpreußen, Danzig-Westpreußen, das Wartheland, Nieder- und Oberschlesien erstehen da in Wort und Bild. Geschichtliche Hinweise kennzeichnen die entscheidenden Auswirkungen germanischen und deutschen Wesens in diesen Osträumen aus altem Reichsgebiet, bringen uns das Land, die Menschen und ihr Tagewerk nahe und beleuchten die großen Möglichkeiten und Aufgaben, die dem deutschen Volk hier erwachsen. Das Buch kündet von Leistungen, die für unsere und die kommenden Generationen verpflichtend sind. — Durch ein anderes vielgestaltiges Gebiet größter deutscher Leistungen und deutscher Geschichte führt uns das ebenso vielgestaltig anregende Buch von Fritz Heinz Reimesch, „Großer Strom Europas, die Donau von Donaueschingen bis Sulina".[11]) Von der Quelle bis zum Mündungsdelta vermittelt uns der Verfasser, ein hervorragender Kenner des Südostens, in lebendiger Gestaltung Bilder von der Landschaft, der Kultur und den Menschen, von gewaltiger geschichtlicher Leistung, deren Spuren und stolze Zeugen den Strom begleiten. Aus Vergangenheit und Gegenwart richtet sich der Blick in die Zukunft, in der sich die Bedeutung des großen Stromes in der Gemeinschaft des neuen Europa mehr als in der Vergangenheit auswirken wird. Der Strom der Nibelungen wird mehr noch als bisher Schicksalsstrom des deutschen Volkes sein. Zahlreiche Lichtbilder und Federzeichnungen von Ragimund Reimesch sind treffliche Begleiter des Textes und Zierde des wertvollen Buches.

Die Reichweite der Entwicklung aus vorgebildetem Bestand, wie wir die Evolution bezeichnen können, und der Entwicklung durch Neubildung, wie wir die Epigenesis umschreiben wollen, untersucht L. v. Ubisch[12]) in einer kritischen Studie auf embryologischer und genetischer Grundlage im Hinblick auf die Einzel- und Stammesentwicklung. Verfasser kommt zu dem Schluß: „Die individuelle Entwicklung beruht auf Evolution, die stammesgeschichtliche auf Epigenese" (S. 59). Auf Einzelheiten der Darstellung (geschichtliche Entwicklung des Problems, Begriffsbestimmung,

9) Das Buch vom großen Treck. Berlin, Verlag Grenze & Ausland 1940. 80 S. Kart. 5,80 RM, geb. 6,80 RM.

10) München, Heinrich Hoffmann Verlag 1942. 143 S. 4,80 RM.

11) Bayreuth, Gauverlag Bayerische Ostmark o. J. 339 S. 8,50 RM.

12) Die Bedeutung der neueren experimentellen Embryologie und Genetik für das Evolutionsproblem = Bios Bd. 14. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1942. 63 S. Geh. 4,20 RM.

Dürkens Epigenesistheorie, Huxley und De Beers Feld-Grachiententheorie, Determination und Regulation, Plasmabeschaffenheit und Genom) kann nicht eingegangen werden. Als kritischer Beitrag zur Entwicklungslehre ist die Arbeit wertvoll. — Zwangsläufig beschränkt sich der Anschauungsunterricht über Erblehre in der Regel auf die Vorführung und Erläuterung von Modellversuchen im Bild, bestenfalls im Objekt. Eindringlicher tritt die Bedeutung der Erbregeln für den Lernenden, Schüler oder Studenten, in Erscheinung, wenn er selbst Erblichkeitsversuche durchzuführen vermag. Hierzu bietet das kleine Buch von Ernst Lehmann, „Der Erbversuch“[13]) eine einfache, klare Handhabe. Die Durchführung des Erbversuches mit leicht zugänglichen und dafür geeigneten Pflanzen- und Tierrassen wird mit genauer Anleitung geschildert. Lehrer und Schüler werden das kleine Buch gerne zur Hand nehmen.

Eine sehr wertvolle klinisch-genetische Untersuchung über den erblichen Veitstanz (Erbchorea) hat Friedrich Panse[14]) im Rheinland durchgeführt. Ausgehend von 129 erblichkranken Sippen hat der Verfasser 737 Kranke und 23 gesicherte Überträger erfaßt und dabei 806 Personen genealogisch überprüft; ein großer Teil davon wurde persönlich untersucht. Die einzelnen Sippen waren vorwiegend getrennter Herkunft, ohne verwandtschaftliche Beziehungen zueinander. Durchweg ist die Begabung in den Veitstanzsippen sehr niedrig, Schwachsinn verschiedener Grade ist gehäuft. Höhere Begabung fehlt. Charakterliche Mängel sind in der Regel vorhanden, so daß der Anteil der Asozialen sehr hoch ist. Das durchschnittliche Erkrankungsalter wurde mit 35,6 Jahren ermittelt. Die Vermehrung in den belasteten Sippen ist größer als in der Durchschnittsbevölkerung, ihre Behinderung infolge des späten Erkrankungsalters nicht rechtzeitig durchführbar. Daher schlägt der Verfasser vor, in den Familien, in denen die Krankheit auftritt, auch schwächere Schwachsinnfälle als Anlaß zur Erfassung der Sippe und zur Unfruchtbarmachung zu bewerten. Die verhältnismäßig große Säuglingssterblichkeit in solchen Sippen gleicht die hohe Geburtenzahl nicht aus, so daß sich die Veitstanzfamilien überdurchschnittlich vermehren. Um 60 v. H. der Nachkommen von Veitstanzkranken sind erbbiologisch und sozial als unerwünscht anzusehen. Die Untersuchung stützt auch die Erkenntnis, daß sich der Veitstanz regelmäßig einfach dominant vererbt. Diese Arbeit ist sowohl im Hinblick auf ihre wissenschaftlichen Ergebnisse als auch im Hinblick auf die daraus abgeleiteten Folgerungen und erbpflegerischen Forderungen von besonderer Bedeutung. — Eine wegweisende Arbeit über Verfahren und Auswertung bei Abnormenzählungen hat Othmar Englert[15]) auf Grund reicher Erfahrungen durchgeführt, die er als Heilpädagoge, im Studium, durch Führung von Ferienkolonien Schwererziehbarer, als Hilfsschullehrer und Mitarbeiter in einem deutschen Gesundheitsamt erworben hat. Seine Untersuchung geht von über 80 Abnormenzählungen im Reich und 66 Zählungen in der deutschsprachigen Schweiz aus. Die Entwicklung der Auszählungsverfahren wird kritisch erörtert. Im zweiten Teil der Arbeit werden heilpädagogische Gesichtspunkte unter Berücksichtigung psychiatrischer, soziologischer und erbbiologischer Gegebenheiten und Forderungen in Hinsicht auf die Abnormenzählungen der Darstellung zugrunde gelegt. Ein umfassendes Schrifttumsverzeichnis ist der Arbeit beigegeben.

Eine häufige Ursache der Kinderlosigkeit ist die Unfruchtbarkeit beider oder eines Ehegatten. Die Behebung dieser ungewollten Unfruchtbarkeit ist eine wesentliche bevölkerungspolitische Aufgabe. Ursachen, Arten, Auswirkungen der Unfruchtbarkeit der Frau und Maßnahmen zu ihrer Beseitigung be-

13) Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsanstalt 1943. 160 S. 6,50 *RM*.

14) Die Erbchorea. Eine klinisch-genetische Studie. Leipzig, Georg Thieme 1942. 272 S. = Sammlung Psychiatrischer und Neurologischer Einzeldarstellungen. Bd. 18. Geh. 25 *RM*.

15) Die Abnormalenzählungen in Deutschland und in der Schweiz. Unter besonderer Berücksichtigung ihrer pädagogischen und heilpädagogischen Bedeutung. Luzern, Verlag des Instituts für Heilpädagogik 1942. Auslieferung in Deutschland Dr. O. Englert. Frankfurt a. M., Nervenklinik. 103 S. 4,80 *RM*.

handelt F. H. Bardenhauer[16]) in einem sehr verdienstvollen Buche, das nicht allein für fachlich Geschulte und Tätige wertvoll, sondern vor allem den Betroffenen selbst ein nützlicher Berater ist. Das Buch ist auch geeignet, das Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem werdenden Leben zu schärfen und damit bevölkerungspolitisch erzieherisch zu wirken. — Unter den Lehrbüchern über das Gebiet der Bevölkerungspolitik hat das von Friedrich Keiter[17]) als Heft 1 der „Rassenbiologischen Vorlesungen für Mediziner" erschienene seine Besonderheit darin, daß es weniger von zahlenmäßigen als von seelischen und gesellschaftswissenschaftlichen Grundlagen und Zusammenhängen ausgeht. Wie sehr dieses Lehrbuch, das den Stoff der für Mediziner verpflichtenden einstündigen Vorlesung über „Bevölkerungspolitik" bearbeitet, seine Aufgabe erfüllt, geht schon daraus hervor, daß die 1. Auflage nach einem Vierteljahr vergriffen war. Auch die vorliegende 2. Auflage wird nicht allein den Studenten, sondern allen, die über dieses lebenswichtige Wissensgebiet Aufklärung suchen, willkommen sein. — Ein seelisch und gedanklich reiches Buch über deutschgermanische Art, Brauchtum, Verpflichtung, erwachsen aus deutschem Ahnenerbe, ist die Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen von J. O. Plaßmann, „Ehre ist Zwang genug".[18]) Im weitgespannten Rahmen wird aus Brauchtum und Sinnbild die Lebensordnung nordischer Art erschlossen und ihre Auswirkung in Geschichte und Gegenwart beleuchtet. Einige Aufsätze mögen als Hinweise erwähnt werden: Volkheit und Führertum, Mehr sein als scheinen!, Deutsche Volkheit als Ziel und Inhalt der nationalen Erziehung, Sippe und Kriegerbund, Die Göttlichen sind bei den Kämpfenden, Hagen, Dietrich von Bern, König Heinrich ein germanischer Fürst, Der Mythos von Österreich, Die Erneuerungskraft des deutschen Ostens. Die dichterische Gestaltung weltanschaulicher Erkenntnisse macht das Bewußtsein der blutmäßigen Verbundenheit mit unseren germanischen Vorfahren zum lebendigen Erlebnis.

16) Die Unfruchtbarkeit der Frau. München-Berlin, J. F. Lehmann 1942. 252 S. Kart. 6 *RM*, Hlwd. 7 *RM*.

17) Die menschliche Fortpflanzung. Kulturbiologisch-bevölkerungspolitisches Rüstzeug des Arztes und anderer Treuhänder deutscher Rassenkraft. 2. Aufl. Leipzig, S. Hirzel 1943. 126 S. 4,80 *RM*.

18) Ehre ist Zwang genug. Gedanken zum deutschen Ahnenerbe. Berlin-Dahlem, Ahnenerbe-Stiftung Verlag o. J. 6,80 *RM*.

Bemerkung zum Buchbericht aus dem Gebiete der Seelenlehre

(Rasse, 10, 1943, Heft 2, S. 70)

Herr Dr. Hans Lungwitz wendet sich an uns mit der Bitte, ihm zu einer Stellungnahme zu unserer Beurteilung seines Werkes: Lehrbuch der Psychobiologie, 2. Abt., 4. Band, Gelegenheit zu geben, indem er darauf hinweist, daß er nicht ein fachliches Buch über Erb- oder Rassewissenschaft geschrieben habe, sondern eine neue Weltanschauung bringe, die die Dinge in einer der bisherigen Auffassung unbekannten Seinsform zeige. Wir bedauern, aus grundsätzlichen Erwägungen und wegen des knappen Raumes seiner Bitte nicht entsprechen zu können. In sehr sachlicher, aber im großen und ganzen ebenfalls ablehnender Weise wird das Werk auch in der Zeitschrift für Rassenkunde (13, 1942, S. 340) beurteilt.

Der Herausgeber.

Verantwortlich für den Textteil: Dr. Hans Burkhardt Schleswig, Mühlenredder 15
für den Anzeigenteil: Horst Eisendick, Berlin. Pl. 3
Printed in Germany Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig Ausgegeben am 23. August 1943

Briefmarken

von deutschen Kolonien und Kleinstaaten
kauft und verkauft

Hans Sinn, Bad Bramstedt (Holstein)

BRIEFMARKEN

200 verschiedene Belgien *RM* 7.80
300 verschiedene Belgien *RM* 18.50
500 versch. Österreich *RM* 48.50, 600 versch. Österreich *RM* 85.—

Lieferung **nur** per Nachnahme! Porto 75 *Rpf* extra! Verlangen Sie unsere monatlichen Berichte!

Subeff, Wien IX/71/M

Abstammungslehre und Darwinismus

Von Prof. Dr. Richard Hesse. 8. Aufl. 1942. IV, 115 Seiten mit 65 Abb. In Pappband *RM* 3.80

„Verfasser ist es hervorragend geglückt, allgemeinverständlich und doch ohne in der Auswahl der Beispiele und in der Art der Darstellung unwissenschaftlich zu werden, die Beweise für die Abstammungslehre zusammenzutragen." (Biolog. Zentralbl.)

„Das Buch ist als Leitfaden und Sammlung von Beispielen für die Abstammungslehre wertvoll und bestens zu empfehlen." (Volk und Rasse.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

LEIPZIG / B. G. TEUBNER / BERLIN

Deutsche Reichslotterie

480 000 Gewinne und 3 Prämien

Ziehung 1. Klasse 15. u. 16. Okt. 1943

Als Prämie, wie als Gewinn,
sind Fünfmalhunderttausend drin
und dennoch ganz besonders stark
auch drei-vier-fünf-zehntausend Mark

Präm. 3 × 500 000
Gew. 3 × 500 000
3 × 300 000
3 × 200 000
18 × 100 000
24 × 50 000
40 000, 30 000, 25 000, 20 000

Lospreise in jeder der 5 Klassen
⅛ 3.– ¼ 6.– ½ 12.– 1/1 24.–

Versand von Losen durch
Staatliche-Lotterie-Einnahme

Hermann Straube
Leipzig C 1, Auenstr. 10

ROTANOX
oczyszczanie
I 2014

KHASANA
Dr. K

PERI
KHASANA

KOSMETISCHE WELTMARKEN

Dr. Korthaus

DR. KORTHAUS FRANKFURT A. M.

PERI
BONN

Was jeder vom FELDPOST-PÄCKCHEN wissen muß:

bis 100 g keine Zulassungsmarke
(Versand gebührenfrei)

über 100 g bis 250 g eine Zulassungsmarke
(Versand gebührenfrei)

über 250 g bis 1000 g eine Zulassungsmarke
und 20 Rpf Freigebühr

über 1000 g bis 2000 g zwei Zulassungsmarken
und 40 Rpf Freigebühr

Anschrift gut lesbar schreiben, besonders die Feldpostnummer / Doppel der Anschrift in das Feldpostpäckchen legen / Päckchen widerstandsfähig verpacken, Hohlräume ausfüllen.

Leicht verderbliche Waren, feuergefährliche Gegenstände (Zündhölzer, Benzin usw.) gehören nicht in Feldpostpäckchen!
Absenderangabe nicht vergessen!

Deutsche Reichspost

Anzeigengrundpreis: 1/1 Seite *RM* 50.—. Kleinere Seitenteile entsprechend. **Anzeigenannahme:** Anzeigenverwaltung Berthold Giesel G.m.b.H., Berlin W 35, Potsdamer Straße 199, Fernsprecher Pallas 87, 4588. Postscheckkonto: Berlin Nr. 6018.

In 2., erweiterter u. verbess. Auflage!

Deutsche Ostsiedlung

Von Prof. Karl Schöpke, Arbeitsführer e.h.

1943. VI, 66 Seiten mit 3 Kartenskizzen
Kart. *RM* 1.50 (Macht und Erde, Heft 21)

„Die Schrift stellt durch ihre Anschaulichkeit einen Wegweiser für die sich bereits abzeichnenden großen Siedlungsfragen der Zukunft dar.... Das Wissen um die Dinge im deutschen Osten, um seine Geschichte und seine Bedeutung ist heute mehr denn je nationale Pflicht eines jeden einzelnen Deutschen." (Nation und Staat.)

„Selten ist so klar und übersichtlich auf begrenztem Raum ein so großer und fesselnder Überblick über die Geschichte des Ostens gegeben worden, eine Geschichte deutschen Volkstums, die 2000 Jahre vor der Zeitenwende beginnt und hinführt bis in unsere Gegenwart. ..." (Westfäl. Landesztg. — Rote Erde.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

LEIPZIG / B. G. TEUBNER / BERLIN

NEUERSCHEINUNG!

Grundriß der charakterologischen Diagnostik

auf Grund heerespsychologischer Erfahrungen

Von Min.-Rat Dr. phil. habil. Max Simoneit
1943. VI, 232 Seiten. Geb. *RM* 6.80

Der Verfasser hat über 15 Jahre innerhalb der Heerespsychologie gearbeitet und war 12 Jahre hindurch ihr wissenschaftlicher Leiter. Das Werk gründet sich also auf reiche praktische Erfahrungen und darf als der erste charakterologisch-diagnostische Grundriß betrachtet werden. Es stellt die Erforschung der menschlichen Persönlichkeit auf eine systematische Grundlage.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

LEIPZIG / B. G. TEUBNER / BERLIN

IN ZWEITER AUFLAGE!

Südostasien

Von Dr. Kurt Wiersbitzky
1943. VI, 80 Seiten. Mit 9 Kartenskizzen
Kart. *RM* 1.50 (Macht und Erde, Heft 10)

AUS DEM INHALT

Die natürlichen geographischen Grundlagen des südostasiatischen Raumes / Die eingeborene Bevölkerung im südostasiatischen Raum / Die Geschichte der abendländischen Kolonialherrschaft in Südostasien bis 1941 / Der eingeborene Nationalismus und der Bolschewismus in Südostasien vor 1941 / Der Druck Chinas und Japans auf Südostasien bis 1941 / Zusammenfassung und Ausblick: Die weltpolitische Stellung Südostasiens und der gegenwärtige Krieg im indopazifischen Raum.

„Die klar aufgebaute geopolitische Studie über Südostasien soll besonders empfohlen werden; denn sie vermittelt ein zwar gedrängtes, aber umfassendes Bild dieses Raumes. ..." (Zeitschrift für Erdkunde.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

LEIPZIG / B. G. TEUBNER / BERLIN

NEUERSCHEINUNG!

JAPAN

VON DEUTSCHEN GESEHEN

Unter Mitwirkung hervorragender Japankenner hrsg. von Dozent Dr. Martin Schwind

1943. VIII, 296 Seiten mit 29 Karten und Skizzen im Text und 84 Bildern auf 47 Tafeln
Geb. RM 8.—

Dieses Japanbuch bringt volkstümliche Darstellungen von bleibendem Wert über das Wesen des japanischen Landes und Volkes. Anschaulich und lebendig wird uns die japanische Landschaft, Pflanzen- und Vogelwelt geschildert. Daran schließen sich Kapitel über den Nationalgeist, die Kunst und Geschichte Japans. Die folgenden Aufsätze von aktuellster Bedeutung führen in das Gegenwartsleben ein. Ausführlich werden Raumnot, Alltagsleben, Wirtschaft und Wehrmacht behandelt. Der letzte Teil des Buches ist der Verbindung Deutschlands mit Japan, heute und in der Vergangenheit, sowie der deutsch-japanischen Politik in den letzten Jahren gewidmet.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

LEIPZIG / B. G. TEUBNER / BERLIN